

Zeitschrift: Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden
Herausgeber: Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden
Band: 92 (1962)

Artikel: Peter Conradin von Moor (1819-1886) : ein Bündner Geschichtsschreiber
Autor: Clavuot, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-595853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Peter Conradin von Moor (1819–1886)
Ein Bündner Geschichtsschreiber

von
OTTO CLAVUOT

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Familie und Kindheit	7-12
Vorfahren 7 – Jugendzeit in Süs 9 – Schule in Chur 10	
Studienzeit	13-32
Das Gymnasium zu Wetzlar: Lehrkräfte und Lehrziele 13 – Dr. Moritz Axt 16 – Philosophie, klassische Literatur, Nationalbildung 16 – Ablehnung des Pietismus und der Orthodoxie 19 – Erwachende Vaterlandsliebe 20 – Freunde 21 – Erste Liebe 23 – Reisen 24	
In Heidelberg: Professoren der iuristischen Fakultät 26 – Friedrich Christoph Schlosser 26 – Studentenfreuden und -sorgen 27	
Enttäuschungen in Berlin 28	
In Chur	33-40
Durchbruch der Regeneration in Chur 33 – Im Freundeskreis 34 – Zu- rückhaltung vor der Tagespolitik 35 – Berufssorgen 35 – Literatur: Spannung von Ideal und Wirklichkeit 36 – Schriftstellerische Versuche ohne Erfolg 39	
Die Geschichte	41-67
Beziehungen zur Geschichte 41 – Theodor von Mohr als Vorbild 41	
Quelleneditionen: Fortunat von Juvaltas «Comentarii vitae» 46 – Die Regesten der Landschaft Schanfigg 49 – Der Codex diplomaticus 50 – Ulrich Campells «Zwei Bücher rätischer Geschichte» 51 – Fortunat Spre- cher von Bernegg: «Historia motuum» 55 – Ulysses von Salis-Marschlins: «Memorie» 57 – Die gesammelten Schriften des Johann Ulrich von Salis- Seewis 60 – Bartholomäus Anhorn's «Püntner Aufruhr» und «Graw- Püntner-Krieg» 61 – Jachen Aton Vulpius: «Historia Raetica» 63 – Ni- colin Sererhards «Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreier Pündten» 64 – Johannes Guler von Wynecks «Deduction Pündtnerischer Handlungen» 66 – Zusammenfassende Betrachtung 66	
In der Geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden	67-76
Ziele der Geschichtsforschenden Gesellschaft 67 – Peter Kaiser 68 – Andere tätige Mitglieder des Vereins 70 – Publikationen 72 – Korrespondenz 73 – Bibliothek 74 – Bemühungen um ein Museum 74 – Schwierigkeiten inner- halb des Vereins und Aufgehen in der Historisch-antiquarischen Gesell- schaft 75	
Mittag und Abend des Lebens	77-82
Conradin von Moors Familie 77 – Unerfreuliches Erwerbsleben 79 – Ver- einsamung 80 – Tod 82	

Moors Bündnergeschichte	83-118
Veranlassung: Drang nach sinnvoller Tätigkeit 83 – Dienst für die Heimat 84 – Wunsch, das väterliche Werk zu krönen 85	
Der Weg: Johann Ludwig von Wurstemberger (Ansporn und methodische Ratschläge) 87 – Prof. Georg von Wyß (Begutachtung und Hinweise) 90 – Ferdinand Keller und die Bedeutung der Bodenforschung 93	
Auswertung der Quellen 94	
Moors Geschichtsauffassung im Spiegel seines Werkes: Gott und Mensch 99 – Das Problem der Freiheit 100 – «Äußere und innere Freiheit» bei Moor: Freiheit als Unabhängigkeit von fremden Mächten 101 – Freiheit durch individuelle Rechte 102 – Der Mythos der Freiheit 107 – Kampf für die Frei- heit des Geistes (antiklerikale Haltung) 107 – Das Wagnis der Freiheit: Frei- heitsschwindel und Gesetz 110 – Schrecken vor Revolutionen 111 – Be- deutung der Menschenbildung 113 – Recht und Staat: Recht als Selbst- schutz 114 – Die Staatsform 115	
Moors Bündnergeschichte in zeitgenössischer Kritik und Schlußbetrachtung	118
Stammtafel	121
Quellen- und Literaturverzeichnis	122

Vorwort

Die vorliegende Arbeit möge ein Beitrag zur Erforschung der bündnerischen Historiographie des 19. Jahrhunderts sein. Sie will eines liebenswürdigen und geistreichen Menschen gedenken, der seiner Heimat mit idealer Hingabe als Forscher und Geschichtsschreiber gedient hat. Sein Werk verdient beachtet und anerkannt zu werden.

Als Quellen dienten Conradin v. Moors Autobiographie und die v. Mohrsche Briefsammlung im bündnerischen Staatsarchiv sowie Briefe, die in privaten Sammlungen aufbewahrt werden. Für den zweiten Teil der Biographie flossen die Quellen leider recht spärlich.

Ich schulde manchen Helfern, die mich bei meiner Arbeit bereitwillig unterstützt haben, verbindlichen Dank: meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Leonhard v. Muralt, für seine wertvollen Hinweise; Frau Dr. Elisabeth v. Sprecher in Maienfeld, Herrn Dr. David v. Wyß in Basel für das Besorgen und Überlassen wertvoller Briefe und den Herren Simon Walser und Eberhard Schircks von der Kantonsbibliothek Graubünden sowie Herrn alt Studienrat Alfred Schädlich, Mainz, für die freundliche Mithilfe. Ein besonderes Dankeswort sei an Herrn Staatsarchivar Dr. Rudolf Jenny, Chur, gerichtet, der mich auf Conradin v. Moor aufmerksam gemacht und mich in uneigennütziger Weise ermuntert hat, dessen Leben und Werk darzustellen.



Familie und Kindheit

Wer von Davos aus über den rauhen Flüelapaß fährt und, der rauschenden Susasca folgend, dem Engadin zustrebt, sieht plötzlich und ganz unvermutet aus einer Waldlichtung hinaus auf die Dächer des Dorfes Süs hinunter. Zu beiden Seiten des Inns drängen sich die Häuser wie eine Schafherde auf grünem Weideplatz zusammen. Und mitten unter ihnen erheben sich als Wächter drei graue Gemäuer: der schlanke Turm der Pfarrkirche St. Johann, daneben der Planta-Turm und am Nordende des Dorfes der düstere Gefängnisturm. Dorf und Fluß werden von vier Hügeln auf die linke Talseite gedrängt – von vier natürlichen Wällen, die schon in vorrömischer Zeit befestigt waren und den Ort vor der Brandung feindlicher Angriffe schützten. Heute wachen nur mehr einsam die Ruinen der Fortezza, einer Sternfeste aus dem Jahre 1635, über dem Tal.¹

In dieser stillen Ecke des Engadins, in seinem Heimatdorf, erblickte Conradin von Moor² am 29. Mai 1819 das Licht der Welt. Acht Tage später empfing er in der Süser Dorfkirche die Taufe.³

Das Geschlecht der von Mohr hatte im Engadin schon seit Jahrhunderten Rang und Ansehen. Als erster urkundlich bestätigter Vorfahre wird der bischöfliche Ministeriale und Schiedsrichter Egenus de Ceron angesehen, der 1219 den Mohrenturm zu Zernez bewohnte.⁴ In Beziehung mit der Familie Planta und dem Bischof von Chur treten 1244 Andreas, Eginus und Dominicus Mor auf, und 1260 stand dem Frauenstift zu Münster Katharina Mor als Äbtissin vor. In den folgenden Jahrhunderten übte die Familie auf den Unterengadiner Schlössern Remüs, Steinsberg und Tarasp als Lehens- und Pfandinhaberin die Vogteirechte aus. Im 15. Jahrhundert ließ sich ein Zweig der Familie zu Mals im Vintschgau nieder. Ihm entstammten Staatsmänner, Offiziere und kirchliche Würdenträger, die ihrem Geschlecht zu höchsten Ehren verhelfen. Joseph von Mohr aus Zernez, 1627–1635 Bischof von Chur, war mit der Malser Linie nahe verwandt. – Die Familie von Mohr hat aber nicht nur auf der katholischen Vintschgauer Seite tüchtige Männer aufzuweisen. Im Müsserkrieg führte Hauptmann Caspar Mohr das Steinsbergerfähnlein an, und seit den Tagen der Reformation haben sich immer wieder Glieder der Familie aus Zernez und Süs dem Prädikantenberuf zugewandt, so auch Jakob Conradin von Mohr, der Großvater des Geschichtsschreibers.⁵

Nach Abschluß seiner Studien war er 1780 in die evangelisch-rätische Synode aufgenommen worden. Er wirkte zuerst in der Kirchgemeinde Pon-

¹ Erwin Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bd. III, Basel 1940, S. 519 ff.

² Am 1. Januar 1860 änderte Conradin von Mohr die Schreibweise seines Familiennamens (Mohr > Moor). Nur die direkten Nachkommen haben diese Änderung angenommen. (Dokumente und Briefe der Familie Mohr, Staatsarchiv Graubünden.)

³ Familienchronik v. Mohr (Staatsarchiv Graubünden).

⁴ Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. V, S. 127.

⁵ Schweizerisches Geschlechterbuch, III. Bd. 1910, S. 277 ff. Vgl. auch: Stammbaum der Süser Linie, angeführt am Schluß dieser Arbeit.

tresina, von 1784 an in Süs. Dort ließ er sich mit seiner Gattin Ursula, der Tochter des Landammanns Ulrich v. Mohr, trauen, und 1794 gebar sie ihr einziges Kind, den Sohn Theodor. Der Pfarrfamilie waren nur noch wenige geruhsame Jahre vergönnt. Die geistigen, politischen und militärischen Stürme der neunziger Jahre hatten allerorten die besten Männer auf die Bühne gerufen. Auch Pfarrer Mohr ergriff Partei und schlug sich ins Lager der Patrioten. Nach den raschen Siegen der Franzosen gegen die Eidgenossen im Frühjahr 1798 trat er öffentlich für den Anschluß Graubündens an die Helvetische Republik ein. Die Zeit schien ihm recht zu geben. Der französische General Masséna verdrängte die in Graubünden eingezogenen Österreicher und ließ eine provisorische Kantonsregierung einsetzen, die den Anschluß Bündens an die Helvetische Republik zu vollziehen hatte. Allein, die Franzosen vermochten Graubünden nicht lange zu halten. Der Vormarsch der Österreicher und Russen in Süddeutschland und Oberitalien zwang Masséna zum Rückzug. Österreichische Truppen unter Bellegarde erschienen im Engadin; die Patrioten hatten verlorenes Spiel.⁶ Aus berechtigter Angst vor Verhaftung und Deportation ergriff Jakob Conradin v. Mohr mit seiner Familie die Flucht. Er fand Aufnahme in der Eidgenossenschaft, wo er sich erst als Schreiber, später als Prädikant in Mühlehorn, Netstal, Abläntschen (BE) und Guggisberg den Unterhalt verdiente. Im November 1819 kehrte er nach Süs zurück. Dort wirkte er noch ein Jahrzehnt – bis zu seinem Tode – als Seelsorger und Landwirt.⁷

Theodor v. Mohr, recht früh an ein unstetes Wanderleben gewöhnt, verließ mit 14 Jahren das abgelegene Abläntschen und begab sich auf die Lateinschule nach Bern. Dort besuchte er auch die «untere Akademie» und immatrikulierte sich schließlich an der theologischen Fakultät. Der Geist, der dort herrschte, war altertümlich und streng. Die Professoren klammerten sich verzweifelt an das Lehrgebäude der protestantischen Orthodoxie und vermochten den Studenten nicht das zu geben, was sie suchten: Ausbildung des Geistes und Stärkung der sittlichen Kraft durch eine natürliche Religiosität.⁸ Mit um so größerer Begeisterung studierten sie Rousseaus prophetische Schriften, namentlich den «Émile». Von edelstem Tatendrang beseelt, gab Mohr 1814 seine theologischen Studien endgültig auf und begab sich zwei Jahre später in sein Heimatdorf Süs. Dort entfaltete er nach Pestalozzis Vorbild eine rege pädagogische Tätigkeit: Er gründete ein Privatinstitut, unterrichtete Süser und Laviner Kinder, baute ein eigenes Schul- und Wohnhaus und schuf im September 1819 eine «Lesegesellschaft für das untere Engadin». In der Freizeit studierte er fleißig die politischen Einrichtungen Graubündens sowie die vielgestaltigen Gesetze der Gemeinden und des Kantons. Seine Absicht, Politiker und Staatsmann zu werden, trat immer deutlicher zutage. 1821 wählte ihn denn auch der Kreis Ob- und Nid-Engadin in den Großen Rat. Zwei Jahre später wurde er Bundesstatthalter des Gotteshausbundes.

⁶ Pieth, Bündnergeschichte, S. 320–323.

⁷ Chr. Schmid, Theodor v. Mohr, S. 10/11.

⁸ Chr. Schmid, Theodor v. Mohr, S. 19/20.

Als solcher gehörte er den ersten drei Mitgliedern der Standeskommission an und hatte im Falle von Krankheit oder Abwesenheit den Bundespräsidenten zu vertreten. Eine hohe Ehrung wurde Mohr zuteil, als ihn der Große Rat 1827 als Abgeordneten an die Tagsatzung delegierte. In der Freizeit beschäftigte sich Mohr mit der Geschichte. Angeregt durch den Forscher Johann Ulrich von Salis-Seewis sammelte er mit wachsender Leidenschaft Quellen zur Geschichte Rätens. Er hat sich als Geschichtsforscher und Urkundensammler einen bleibenden Namen erworben.

Von 1824 an lebte er nicht mehr in Süs. Enttäuscht hatte er seinem Heimatdorf den Rücken gekehrt; enttäuscht, weil sein jugendlicher Idealismus mehr erträumt, als er in der Tat erreicht hatte. Enttäuscht war er auch über die Engadiner Bevölkerung, weil sie ihm keinen Ersatz für die vielen geistreichen Freunde bieten konnte, die er in Bern zurückgelassen hatte. Er fand zuviel Geschmack am geselligen Leben, als daß er es längere Zeit im einsamen Süs ausgehalten hätte; so urteilt später sein Sohn Conradin.⁹ Enttäuscht war Mohr aber auch von seiner Ehe mit Anna L'Orsa aus Silvaplana. Sie hatte ihm wohl zwei Kinder, Louise und Conradin, geboren. In seinem Hunger jedoch nach geistiger Auseinandersetzung vermißte er in ihr, wie er glaubte, die richtige Lebensgefährtin. Sie starb schon im Frühjahr 1823, ohne die Liebe ihres Gatten wiedergefunden zu haben.¹⁰

Der Tod seiner Mutter war das erste und zugleich nachhaltigste Erlebnis, dessen sich Conradin entsinnen konnte. Es prägte sich tief in seine Seele ein und machte ihn schon früh mit dem Gedanken vertraut, daß alles Leben flüchtig ist und daß alle menschlichen Beziehungen, selbst die edelsten, den Bestimmungen eines unerforschlichen Schicksals unterstehen.

Was den Kindern durch den Tod der Mutter an sorgender Liebe verloren gegangen, versuchten die Großeltern in reichem Maße zu ersetzen. Unter ihrer Obhut verlebten Louise und Conradin eine fröhliche Jugendzeit, deren Zauber noch in späten Lebensjahren nachklang. «Chialonda mars», das Einläuten des Frühlings, war eine bleibende, sonnige Erinnerung, oder auch das Eierputschen an Ostern. Und am Johannistag, dem 27. Dezember, lauerte Conradin mit seinen Freunden in spitzbübischer Laune hinter Haus-ecken und Zäunen, wohl wissend, daß sich an jenem Tag keine ledige weibliche Person auf die Gasse begeben durfte. Jede Vorwitzige und Unachtsame machte unter wildem Gelächter der Jugend unsanfte Bekanntschaft mit eiskaltem Brunnenwasser. Unvergeßlich blieb dem Bauernbuben auch das freie Hirtenleben in den «prümarans» (Maiensäßen). Und zur Winterszeit, wenn sich die Familien in warme Stuben zurückzogen, erwartete Conradin mit Ungeduld die «bacheria» (Hausmetzg) oder bat die Großmutter, sie möge endlich die «fuatschas grassas» bereiten, jenes vorzügliche Gebäck, das an den Weihnachtstagen auf keinem Engadiner Tisch fehlt. Wenige Tage vor dem Christfest versammelten sich jeweils die Mädchen des Dorfes im Pfarrhaus, um unter der Leitung des Geistlichen Weihnachtslieder einzuüben. Die

⁹ Autobiographie, S. 3.

¹⁰ Vgl. dazu Schmid, Theodor v. Mohr, S. 42/43.

schweremütigen Melodien blieben dem musikalisch begabten Conradin zeitlebens im Gedächtnis.¹¹ Die heimatlichen Sitten und Bräuche schmiedeten zwischen ihm und dem Engadin mit seinen Bewohnern ein enges Band. Conradin v. Moor hat das Engadin stets als seine Heimat geliebt und verehrt.

Pfarrer Jakob Conradin v. Mohr war bestrebt, seinem Enkel auch die festen Grundlagen der Religion und Geistesbildung zu vermitteln. – In jungen Jahren hatte er hoffnungsvoll nach Frankreich geschaut und der politischen Botschaft der Französischen Revolution große Aufmerksamkeit geschenkt. Er hatte von ihr die fällige Auflösung starrer staatlicher Formen und damit eine Reaktivierung des politischen Lebens erhofft. Auch in religiöser Hinsicht war er dem westlichen Geist ergeben. Seine Frömmigkeit, wie sie uns durch Conradins Autobiographie entgegentritt, ist durch ein echtes Sohn-Vater-Verhältnis gekennzeichnet. Frei von dogmatischer Bindung wandte er sich bittend und fürbittend an Gott, im Glauben, daß eine Seele, für die viel gebetet wird, kaum verloren gehen kann.¹² Die Religion war ihm eine reine Herzenssache. Sie erinnert sehr stark an jene Gefühlsreligion, die Rousseau mit flammender Begeisterung predigte und jedem wissenschaftlich gesuchten Verhältnis zu Gott entgegenhielt. – Die Frömmigkeit des Großvaters übertrug sich auf den Enkel. Das anerkannte Conradin, und dankbar stellte er später fest: «Religiosität war die Grundlage unserer (ich spreche von meiner Schwester mit) Erziehung.»¹³

Weniger der Fassungskraft des Kindes angepaßt war die intellektuelle Bildung. Denn mit vier Jahren schon erhielt Conradin den ersten Lateinunterricht, vorerst durch seinen der Pädagogik sehr verbundenen Vater und dann, bis 1830, durch den Großvater.¹⁴

Der Aufenthalt in Süs wurde 1826 durch eine Reise nach Chur unterbrochen. Theodor v. Mohr hatte dort eine neue Heimat gefunden und ließ seinen Sohn zu sich kommen. Er brachte ihn im Gasthof Freieck unter und sorgte dafür, daß er täglich Privatstunden bei einem Herrn Reithard besuchte. Der gestrenge Pädagoge schrieb nach jeder Lektion ein Betragenszeugnis, welches dem Vater vorgewiesen werden mußte. Weder der Unterricht noch das Leben in der Stadt vermochte den Bauernbuben lange festzuhalten. Die Sehnsucht nach dem Engadin trieb ihn bald wieder den Großeltern in die Arme.

Im Sommer 1830 nahm die «frische, fröhliche Bubenzeit» ein Ende. Nach dem Tode des Großvaters reiste Conradin nach Chur, um sein neues Heim im Walterschen, später Heroldschen Haus in der Reichsgasse zu suchen. Dort erwarteten ihn sein Vater, dessen zweite Frau, Josephine Caroline Maximiliane, geb. von Buol, und ein kleines Schwesterchen. Conradin fühlte sich im neuen Familienkreis bald recht wohl. Und als die Familie zwei Jahre später in den Süßen Winkel umzog, fand er im Saal, in den Galerien und im Garten des alten Hauses ein eigentliches Kinderparadies. Abends las der

¹¹ Autobiographie S. 1–7.

¹² Autobiographie S. 7.

¹³ Autobiographie S. 7.

¹⁴ Autobiographie S. 3.

Vater seinen beiden ältesten Kindern vor aus Spindlers «Jude» oder aus Geßners «Tod Abels» und ließ sie die Zänkereien mit der Stiefmutter vergessen, die, nach dem Urteil Conradins, eine etwas heftige, aber im Grunde seelengute und gottesfürchtige Frau gewesen war.¹⁵

Theodor von Mohr war nicht nur während seiner philanthropischen Süßer Zeit vom Wert der Schule im Dienste der Volksbildung überzeugt. Er zeigte sich stets bestrebt, seinen Kindern eine tüchtige Ausbildung geben zu lassen. Conradin saß auch bald nach seiner Ankunft in Chur in der Privatschule eines Herrn Suter. Dort wurde aber nicht viel gelernt,¹⁶ und wohl deshalb trat der kleine Moor schon im Herbst des nämlichen Jahres in die Stadtschule ein. Diese stand unter der Leitung des Württemberger Schullehrers Vollmer und seines Kollegen Johann Baptista Christ. Sie bestand aus drei Klassen, einer untersten, gemischten, einer zweiten oder Töchter-
schulklasse und einer zweiten Knabenklasse. Mohr, als angehender Kantons-
schüler, besuchte die Knabenklasse, wo er wöchentlich während 17 Stunden Unterricht in Religion, Lesen, Schreiben, deutscher Grammatik und Rechnen erhielt. Wenn eine Klasse auch die ansehnliche Zahl von etwa hundert Schülern umfaßte, so gaben sich die Lehrer doch redlich Mühe, ersprießliche Arbeit zu leisten. Sie fanden denn auch Anerkennung und Aufmunterung seitens der Bevölkerung und des Schulrates.¹⁷

Mit erfülltem zwölftem Lebensjahr besaß Mohr wohl hinlänglich die Fähigkeiten zum Eintritt in die evangelische Kantonsschule. Die Studienordnung setzte von den Eintretenden voraus, daß sie fertig lesen und leserlich schreiben konnten und die Anfänge des Rechnens verstanden.¹⁸ Größere Anforderungen konnten an die Neueintretenden nicht gestellt werden, da man der fast durchgängig mangelhaften Vorbildung der Kandidaten und den sprachlichen Verhältnissen des Landes Rechnung tragen mußte. Es ist kaum abzumessen, welche riesigen Aufgaben den Lehrern und Schülern der vier Kantonsschulabteilungen (des Gymnasiums, der Realschule, der Schullehreranstalt und der theologischen Anstalt) wartete; denn schließlich bestand das Ziel der Ausbildung schon damals darin, die jungen Leute auf das Universitätsstudium oder auf die praktische Tätigkeit in der Volksschule, im Staat oder in der Kirche vorzubereiten. Wenn auch die Gymnasiasten den Abiturienten anderer Schulen an gelehrtem Wissen nachstanden und wenn es den künftigen Lehrern und Theologen an genügender theoretischer und praktischer Ausbildung mangeln mochte, dann lag der Fehler nicht an einer ungenügenden Wirksamkeit der evangelischen Kantonsschule.¹⁹ Tüchtige Lehrer, wie Rektor Luzius Hold, Professor Georg Wilhelm Röder, Professor

¹⁵ Autobiographie S. 13.

¹⁶ Autobiographie S. 13.

¹⁷ Michael Valèr, «Geschichte des Churer Schulwesens vom Beginn des XIX. Jahrhunderts bis zur Gegenwart» in Denkschrift über das Schulwesen der Stadt Chur. Chur 1914, S. 72–75.

¹⁸ Johann Heinrich Schällibaum, Geschichte der bündnerischen evangelischen Kantonsschule von ihrer Entstehung an bis zum Jahre 1830 (I.) und von 1831–1850 (II.). Chur 1858, S. 38.

¹⁹ J. H. Schällibaum, Geschichte der bündn. evang. Kantonsschule, S. 40/41.

Paul Kind, Dr. J. Meier u. a. gaben ihr Bestes und waren besorgt, daß neben der Fachausbildung die Erziehung der jungen Studenten zu sittlich hochstehenden, pflichtbewußten Bürgern nicht zu kurz kam.²⁰

Moors Erinnerungen an die Kantonsschülerzeit fließen spärlich. Nachhaltigen Eindruck haben ihm, dem ewig Reiselustigen, nur die Turnerfahrten gemacht. Professor Meier, Lehrer für Geographie, Geschichte, Deutsch, Rechnen und Turnen, führte die wanderlustige Schar einmal nach Davos und Belfort, ein andermal ins Glarnerland und schließlich sogar ins Toggenburg und über Rapperswil und die Ufenau nach Chur zurück. Wie gerne wäre Moor damals weitergewandert, wenigstens bis nach Zürich!

Er sollte sich aber noch etwas gedulden. Sein Kamerad Rudolf Jenny aus Chur hätte ihn auch gar zu sehr vermißt. Denn die beiden hatten es sich gewissermaßen zur Pflicht gemacht, häufig durch das welsche Dörflein hinaus gegen Ems zu spazieren. Beim letzten Haus links wandten sich ihre Blicke stets nach einem bestimmten Fenster, hinter welchem zwei wunderschöne junge Mädchen der beiden jugendlichen Spaziergänger harnten. Es ist kaum anzunehmen, daß Bundesstatthalter von Mohr just diesen unschuldigen Stelldichein ein Ende bereiten wollte, indem er beschloß, seinen Sohn an ein deutsches Gymnasium zu schicken. Vielmehr hatte er vernommen, daß sich «bei einer Anzahl von Schülern ein höchst verderbliches Laster eingeschlichen» hätte. Die Standeskommission selbst besprach sich über Disziplinarfälle und erteilte einem Ausschuß den Auftrag, sich über verschiedene «Übelstände und Gebrechen der evangelischen Kantonsschule»²¹ zu orientieren. Theodor von Mohr befürchtete, sein Sohn könnte dem Einfluß schlechter Kameraden erliegen und entschloß sich kurzerhand, ihn ans Wittenberger oder Wetzlarer Gymnasium zu schicken.

Vor der Abreise durfte Conradin seine Großmutter in Süs besuchen, um von ihr Abschied zu nehmen. Noch einmal tauchten seine reichen Jugenderinnerungen auf, hielten ihn fest und erschwerten den Abschied. Der Student hatte seine Siebensachen schon gepackt, als am 27. August 1834 ein schreckliches Unwetter über die Alpen niederprasselte. Die wild gewordene Susasca zerstörte die Brücke der Landstraße in Süs und das Haus des Jachien Catzin.²² In ganz Graubünden entstanden riesige Schäden.²³ Die Straße nach Zürich blieb für einige Zeit gesperrt, so daß sich Vater und Sohn Mohr gezwungen sahen, den Umweg über Konstanz und Frauenfeld zu wählen.

So verließ Conradin von Moor, wohlbehütet und beraten von seinem Vater die Heimat. – Im nämlichen Jahr, als der gleichaltrige Gottfried Keller allein und ratlos vor den ihm verschlossenen Schultoren Zürichs stand, verließ der kleine Bündner an der Hand seines weisen Vaters das Land der Kinderträume und fuhr mit Schiff und Wagen in ein Land, wo er in jugendlichem Lerneifer den frischen Geist seiner Zeit zu atmen bekam.

²⁰ Vgl. Friedrich Pieth, Ein Disziplinarfall an der bündnerischen Kantonsschule im Jahre 1837. In Bündnerisches Monatsblatt 1931 und J. H. Schällibaum, Geschichte der bündn. evang. Kantonsschule, II. Teil, S. 6, 7.

²¹ J. H. Schällibaum, Geschichte der bündn. evang. Kantonsschule, II. Teil, S. 3.

²² Autobiographie S. 20/21.

²³ Vgl. Friedrich Pieth, Bündnergeschichte, S. 407.

Wetzlar

In den ersten Septembertagen des Jahres 1834 saßen Vater und Sohn von Mohr vergnügt auf einem Rheindampfer und ließen sich nach Mainz bringen. Von dort aus wollten sie mit der Postkutsche die Lutherstadt Wittenberg erreichen, wo Conradin das Gymnasium besuchen sollte. Der Reiseplan fand aber eine jähe und unvorhergesehene Änderung. In Mainz wurde Theodor von Mohr von heftigen Zahnschmerzen befallen. Seine ewigjunge Reiselust war hin; er verzichtete auf die Fahrt nach dem entfernten Wittenberg und bestieg die Reisekutsche nach Wetzlar. – Das malerische Städtchen an der Lahn mit seinen winkligen Gassen und Gäßchen hatte bis 1806 einige Bedeutung als Sitz des Reichskammergerichts. Nach dessen Eingehen lebte Wetzlar nur mehr von Studenten und Soldaten. Die Garnison gab denn auch dem Städtchen ein besonderes Kolorit. Sonntags wurden Paraden gehalten, Militärkapellen schmetterten stramme Märsche. Abends suchten die Soldaten ihre Liebchen auf oder sie vergnügten sich in den Schenken und Tanzsälen der Stadt. Zur Winterszeit gab's Konzerte, die vorwiegend von Offizieren besucht wurden.

Das Gymnasium zu Wetzlar, das Conradin besuchen sollte, galt in Graubünden als eines der besten Deutschlands.¹ Es umfaßte vier Klassen: die Vorbereitungsklasse Quarta, Tertia, Secunda und Prima. In einem kurzen Abriß der Verfassung des Gymnasiums aus dem Jahre 1819 werden wir mit den hohen Bildungszielen der Schule vertraut gemacht. «Sie sind ein gründliches zu einer philosophischen Betrachtungsweise hinführendes Durchdringen des wissenschaftlichen Elementes des Gymnasiums, eine tüchtige Kenntnis der alten Sprachen, verbunden mit einer gereiften Ansicht der wichtigsten literarischen und sittlich politischen Erscheinungen des klassischen Alterthums; allgemeine Übersicht der Hauptepochen der deutschen Literatur; pragmatische Auffassung der Geschichte und vorzüglich der vaterländischen Geschichte; richtige Bildung des Geschmacks und hinlängliche Übung in der Darstellungskunst; lebendiges Interesse für jede idealische Güte und Größe und eine Stärke des sittlich-religiösen Charakters, die gegen verderbliche Einflüsse der Zukunft möglichst sicher stellt.»² Demnach legte die Lehranstalt besonderen Wert auf die Entwicklung der ethischen Kräfte. Die Lehrgegenstände wurden denn auch auf die Wissensgebiete beschränkt, die sich vorzüglich zur Charakterbildung eignen. Das sind Religion, Geschichte, deutsche Sprache und Latein. Die Zöglinge lernten bei den Alten, was Vaterlandsliebe, was «Festigkeit und selbständige Stärke des Willens»³ sei. Sie bildeten ihren Geschmack an den Werken des klassischen Altertums

¹ Peter Conradin von Planta, Andreas Rudolf von Planta, ein republikanischer Staatsmann. Zürich 1893, Seite 2.

² Philipp Ludwig Snell, Kurzer Abriß der Verfassung des Gymnasiums in Wetzlar. Wetzlar 1819, Seite 17.

³ Wie Note 2.

⁴ Familienchronik. Tagebuchnotiz Th. v. Mohrs: «Sept. 14. bin ich abends mit P. Conradin in Wetzlar angelangt und habe ihn am folgenden Tage bei Dr. Axt untergebracht.»

und der deutschen Klassik, und in betont lutherischem Geist empfangen sie die Unterweisung im christlichen Glauben.

Conradin bestand die Aufnahmeprüfung in die dritte Klasse. Sein Vater war mit diesem Ergebnis zufrieden. Er hatte unterdessen für den Tertianer ein geeignetes Logis beim ersten Oberlehrer des Gymnasiums, Dr. Moritz Axt, gefunden.⁴ Axt war ein begabter Erzieher und voll Verständnis für die Freuden und Leiden der Jugend. Mit seiner Anteilnahme an ihrem Schicksal und mit seiner Güte und Geistesbildung eroberte er die Herzen der Studenten. Moor und sein Freund Johann Andreas von Sprecher sind ihm jedenfalls für die väterliche Führung zeitlebens dankbar geblieben.⁵ – Nachdem Theodor von Mohr seinen Sohn in guten Händen wußte, verabschiedete er sich von ihm mit den Worten: «Sei ein Mann, Conradin – vergiß nicht, daß du im schlimmsten Falle in vier Tagen wieder bei uns sein kannst.»⁶

Solche Worte des Trostes halfen über die ersten Heimwehtage weg. Die Schularbeit, frohe Mußestunden im Kreise neuer Freunde, die Ankunft junger Landsleute und die Begegnung mit der ersten Liebe, das waren Erlebnisse, welche die trüben Gedanken endgültig verwischten. – Es wird Conradin nicht schwer gefallen sein, sich an den neuen Schulbetrieb und an das fröhliche Studentenleben zu gewöhnen. Nicht ohne Neid dürfte heute ein Gymnasiast die nachfolgenden Zeilen lesen, mit denen ein Mitschüler Moors den bunten Alltag am Wetzlarer Gymnasium gezeichnet hat. «Du wirst (...) um 6 Uhr in die Schule gehen, bis 9 oder 10 Uhr drinnsitzen, dann etwas arbeiten. Brezulanten essen, zu Mittag speisen, rauchen, oxen, in die Schule gehen, Parade halten, zum Schmidt gehen, auf den Weinberg, Maiwein trinken.»⁷

Ein köstliches Erlebnis war die Begegnung mit den Lehrern. Wenn Moors Äußerungen über Schwächen und Vorzüge verschiedener Pädagogen der Wetzlarer Schule auch nicht auf die Goldwaage gehören, so sind sie doch humorvolle Erinnerungsbilder, wie sie in ihrer Art dem Gedächtnis jedes Pennälers treuer bleiben, als irgendwelche Regeln der lateinischen Syntax. Der Rektor der Schule, Professor Herbst, lehrte Deutsch, Französisch und Latein. Vor seiner Berufung nach Wetzlar hatte er von 1817–1820 als Lehrer für alte Sprachen an der evangelischen Kantonsschule Graubündens gewirkt und den Eindruck eines Mannes von «stillem und gesetztem Wesen» hinterlassen.⁸ Moor wirft ihm unverzeihliche Nachlässigkeit vor. Er habe pro Jahr nur einen Aufsatz korrigiert, stets schlecht vorgelesen und in seiner Ignoranz den Horaz verunstaltet. Den Titel eines Professors habe er sich in Chur beigelegt, «wo sich jeder ABC-Schütze Professor nennt»⁹. Mehr Respekt erheischte der Mathematiklehrer Lambert, «ein Grobian reinsten Wassers». Hart und unerbittlich zwang er die Schüler zur Aufmerksamkeit,

⁵ Brief Sprechers an Moor. Neuwied, 9. 5. 1838. In Privatarchiv von Herrn Oberstdiv. J. v. Sprecher, Jenins.

⁶ Autobiographie Seite 24.

⁷ Sprecher an Moor, Neuwied, 9. 5. 1838.

⁸ Janett Michelm, 150 Jahre Bündner Kantonsschule 1804–1954. Chur 1954, S. 56.

⁹ Autobiographie S. 25–27.

selbst einen Conradin v. Moor, welcher der «trockenen Mathematik» keinen Reiz abgewinnen konnte. Hingegen war der «gemütliche, dicke» Oberlehrer Graff trotz seines leblosen Unterrichts von niemandem gehaßt. Seine endlosen Inquisitionsverfahren während des Unterrichts verstanden die Schüler als kurzweilige Belustigungen. Sehr schlimm kommt in Moors Urteil der Griechischlehrer Dr. Fritsch weg. Roheit, Geiz, Tücke, Hinterlist, Gemeinheit der Gesinnung und der Manieren, das alles wird ihm zur Last gelegt; er habe, durchaus seiner Gesinnung Ausdruck gebend, die Kleinen geprügelt und den Großen schlechte Witze erzählt. Moor faßt seine Eindrücke von den Lehrern dahin zusammen, daß das Gymnasium von Wetzlar unverdient in den Ruf der Tüchtigkeit geraten sei. Als Erziehungsanstalt will er es schon gar nicht gelten lassen. Er brandmarkt die vielen Verbote, welche die Freiheit des Schülers auf unliebsame Art einengten und ihn zum Grundsatz führten: Laß dich nicht erwischen. Auch den Kirchenzwang betrachtet Moor als einen Übelstand. Manchem wurde der Gottesdienst zum Ekel, weil man ihn auf Befehl besuchen mußte. «Es ist ein bedenkliches System, den Menschen zum Guten zwingen zu wollen, in der Hoffnung, dasselbe werde ihm so zur Gewohnheit, daß er später davon nicht mehr lassen könne»,¹⁰ schreibt Moor und verurteilt damit entschieden eine strenge, auf Verboten und Geboten beruhende Schuldisziplin.¹¹ Rute, Karzer und Relegation beleidigen nur das Ehrgefühl des Zöglings. Und wehe, wenn er nach bestandener Reifeprüfung «aus der Nacht des Kerkers in das strahlende Sonnenlicht der Freiheit tritt»!¹² Er wird sich nicht halten können und wird, geblendet von der akademischen Freiheit, seine kostbare Zeit in Ausschweifungen vergeuden. Die Erziehung zur Freiheit wählt den Weg der Güte und Liebe. Mit Ermuntern, Ermahnen und Packen beim Ehrgefühl erzieht der Lehrer den Schüler zur Selbstständigkeit und zu persönlichem Verantwortungsbewußtsein. Denn, und darin weiß sich Moor mit Schiller einig, «vor dem Sklaven, welcher die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittere nicht».¹³

Was für Mängel das Gymnasium auch haben mochte, Moor empfing in Wetzlar eine Bildung, die später seinem Wirken Maß und Gewicht gab. In Wetzlar lernte er Latein. Mit seinen Übersetzungen der Bündner Chronisten bewies er, daß er es gut gelernt hatte. Aber auch die Hapterscheinungen der deutschen Literatur waren ihm nach Abschluß der Gymnasialzeit sehr vertraut. Anfangs der vierziger Jahre erging er sich mit seinen Freunden Sprecher und Alfons von Flugli in literarisch-philosophischen Diskussionen, die ein gründliches Studium sowohl der antiken wie auch der neueren deutschen Literatur voraussetzten. Und endlich lesen wir in Sprechers Korrespondenz mit Moor mehrmals Stellen wie: «Ich weiß auch, daß Du Selbstbeherrschung, Charakter, Moral hast. . .»¹⁴; oder der junge Flugli lobt den «ord-

¹⁰ Autobiographie S. 35.

¹¹ Moor, Bündnergeschichte II, Seite 1146 und 1550.

¹² Autobiographie Seite 184.

¹³ Autobiographie Seite 85.

¹⁴ Brief Sprechers an Moor, 5. 7. 1838. In Archiv J. v. Sprecher, Jenins.

nungsliebenden, gesetzten Sinn» seines Freundes.¹⁵ Die Wetzlarer Schule hat somit die sittliche Kraft des Gymnasiasten Moor in keiner Weise gelähmt. Vielmehr ist er gerade in Wetzlar zu einem selbständigen, reifen Mann herangewachsen.

Wem verdankte denn Moor seine vorzügliche Geistes- und Charakterbildung? Etwa nur der guten Kinderstube? Gewiß nicht. Es läßt sich an Moors geistiger und sittlicher Haltung mit Leichtigkeit nachweisen, daß er gerade während seiner Pubertätszeit eine gute und sichere Führung genossen hat. Wem er sie verdankt, äußert Moor in seiner Autobiographie mit aller Klarheit, wenn er sagt, daß Dr. Axt, ein Erzieher mit höchster klassischer Bildung, feinsten Umgangssitten, mit Herzensgüte und Humor «unter scheußlichen Larven die einzig fühlende Brust» gewesen sei.

Carl August Moritz Axt¹⁶ hatte in Halle Philologie und Schulwissenschaften studiert. Beseelt von einem schwärmerischen Glauben an die Vervollkommenung des Menschengeschlechts durch wissenschaftliche Bildung, hatte er sich dem Lehrerberuf zugewandt. Er regte seine Schüler zu eifrigem Studium an und gab ihnen selbst das Vorbild, indem er in seiner Freizeit Aufsätze philologischen, pädagogischen und religiösen Inhalts verfaßte.¹⁷

Dr. Axt schöpfte seine Lebensweisheit aus der idealistischen Philosophie. Ausgehend vom cartesischen «cogito, ergo sum» und vom kantischen Wahlspruch des Rationalismus «sapere aude!» verpflichtete er sich dem Individualismus. Er ging aber über den rein rationalistischen Ansatz hinaus und folgte: «Fügen wir dazu: und ich empfinde, so haben wir ein bündiges Epigramm auf den Menschen, welches uns aufmerksam macht, worin sein Wesen eigentlich besteht, auf das Eine, wodurch der Mensch erst zum Menschen wird, auf das selbstbewußte Denken und Empfinden.»¹⁸ Das sind die beiden Stützen der Erkenntnis, welche dem Menschen die ungeheure Möglichkeit geben zu erfahren, «was wir seien, was wir sein können und müssen,

¹⁵ J. Federspiel, Alfons von Flugli. Diss. phil., Zürich 1912, S. 112.

¹⁶ Professor Dr. Carl August Moritz Axt wurde am 7. August 1801 in Wittenberg geboren. Sein Vater, August Axt, war Königlicher Revierförster zu Naderkau. Moritz wurde im Hause seines Großvaters, des Kreisamtmannes Gottfried Konrad Axt, erzogen, wo er auch den ersten Unterricht durch Hauslehrer genoß. 1814 trat er ins Wittenberger Lyceum ein. Nach dem Abiturientenexamen, das er zu Erfurt bestand, studierte er an der Universität Halle Philologie und Schulwissenschaften. Seine Lehrer waren Reisig, Seidler, Schütz, Jacobs und Niemeyer. 1825 bestand Moritz Axt das Oberlehrerexamen und promovierte an der Philosophischen Fakultät Halle zum Doktor. Hierauf wirkte er während neun Jahren als Gymnasiallehrer in Cleve. 1834 wurde er als erster Oberlehrer nach Wetzlar berufen. Das Königliche Hohe Ministerium verlieh ihm drei Jahre später den Titel eines Professors, und 1840 wählte es ihn zum Direktor des Wetzlarer Gymnasiums. 1842 übernahm Dr. Axt das Direktorat des Kreuznacher Gymnasiums. Dort lebte er noch während 21 Jahren seinem Beruf. Am 20. Juli 1863 starb er an den Folgen eines Unterleibsleidens. Quellen: F. K. Abicht, Der Kreis Wetzlar, Bd. 3, 1837, S. 506 ff. O. Lutsch, Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums zu Kreuznach, Ostern 1905, S. 5–7 (in Staatsarchiv Koblenz).

¹⁷ Die umfangreichsten und zugleich nennenswertesten sind: Licht und Finsternis, Cleve und Leipzig 1838; Das Gymnasium und die Realschule, Darmstadt 1840; Über den Zustand der heutigen Gymnasien, Wetzlar 1838.

¹⁸ Moritz Axt, Licht und Finsternis, Cleve und Leipzig 1838, S. 2.

was uns fromme, in welchem Verhältnisse der Mensch zur übrigen Welt stehe, welches das Wesen der Dinge sei, welches des Menschen und der Dinge Bestimmung.»¹⁹ Damit sind der Erkenntnisfähigkeit des Menschen keine Schranken mehr gesetzt. Das, was Kant in Ehrfurcht vor der absoluten Weisheit im Begriff des «Dinges an sich» verborgen weiß, wird nun dem menschlichen Geist faßbar gemacht. Das Tor zum Heiligtum, das Kant verschlossen glaubt, ist aufgerissen, zwischen Mensch und Gott gibt es keine Schranken mehr. «In der ganzen Schöpfung ist vor allem der Mensch erhaben, er ist das Wissende, Erkennende, Denkende; er ist so in einem ganz andern Sinne das Ebenbild Gottes, als dies von der Welt gilt», sagt Hegel.²⁰ Und Fichte: «Allerdings ist die Einsicht in die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit dem göttlichen die tiefste Erkenntnis, welche der Mensch erschwingen kann.»²¹

Diese Erkenntnis schafft ein neues Verhältnis zur Religion. Man entdeckt im Christentum den Weg zur Vollkommenheit. Christus, als der eingeborene und erstgeborene Sohn Gottes, wird wieder als der Erlöser erkannt. Aber der Weg zum Himmel führt nicht über «Blut und Wunden» und über den Kreuzestod, sondern «Jesus wollte durch seine Anhänger ganz und ungeteilt in seinem Charakter wiederholt werden, so wie er selber war; und zwar forderte er dieses absolut und als unerläßliche Bedingung.»²²

Ein solcher Glaube stellt an den Christen höchste geistige und sittliche Forderungen. Wir treffen sie in Moritz Axts Werk auf Schritt und Tritt an. Da lesen wir etwa: «So wird denn der Mensch durch Selbstbetrachtung, Weltbeschauung und Wissenschaft in Gesinnung und Leben ein ächter Christ, ein Wiedergeborener aus Wasser und Geist, ein Erlöser durch den Gottessohn.»²³ Ganz besonders hoch stehen die Ziele der Gymnasialbildung. Der Pädagoge des 20. Jahrhunderts kann sich eines Lächelns nicht enthalten, wenn er die reichlich überspannte Formulierung Axts liest: «Gottähnlichkeit erzielt das Gymnasium des christlichen Staates, Vollkommenheit, wie sie der Vater im Himmel hat, und wie er sie dargestellt auf Erden als Jesus Christus, welcher die Wahrheit, Tugend und Sittlichkeit, die Schönheit selbst, im Fleische war.»²⁴

Ist diese Art der Nachfolge Christi eine Forderung, die an alle Menschen, ungeachtet ihrer verschiedenen geistigen und seelischen Kräfte, ergeht? Gewiß, würde Dr. Axt antworten. «Das Sittengesetz in des Menschen Brust stellt an diesen ideale Forderungen und gebietet ihm, unablässig nach dem Höchsten zu trachten; die Sittlichkeit des Menschen aber ist ein Resultat der ganzen Beschaffenheit seines Geistes.»²⁵ Es gibt demnach Individuen, die dank ihrer geistigen Fähigkeiten Auserwählte und Begnadigte sind. Wohl

¹⁹ Moritz Axt, Licht und Finsternis, Seite 2.

²⁰ Zit. aus Moritz Axt, Licht und Finsternis, S. 2, Anm. 3.

²¹ Johann Gottlieb Fichte, Die Anweisung zum seligen Leben, Berlin 1912, Ausg. Scholz, S. 96.

²² Wie Note 21, Seite 102.

²³ Axt, Licht und Finsternis, Seite 22.

²⁴ Moritz Axt, Das Ziel der Gymnasialbildung. Eine Rede. Wetzlar 1841, S. 10.

²⁵ Wie Note 24, Seite 14.

vermag jeder der Stimme seines Gewissens zu folgen; aber nur der wissenschaftlich Gebildete wird Gott schauen. «Nur er hat die Wahrheit, als ein Verbündeter, nein, als ein Inhaber des Geistes, der alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit erforscht.»²⁶ «Christentum ist wahre Philosophie, und wahre Philosophie Christentum.»²⁷ Allein, der Besitz der Geistesgabe verpflichtet. An den Bildungsfähigen ergeht in erster Linie die Aufforderung zur Tat. Er ist ja der «zu jedem höhern Dienste des Vaterlandes, zu jeder uneigennütigen Menschen- und Beamtentugend, zur Ausübung jeder Fachwissenschaft» Berufene.²⁸ Von ihm wird das Wohl und Wehe, der Fortschritt oder Rückschritt der Menschheit wesentlich abhängen. Er hat sich deshalb neben der Erkenntnis der Wahrheit die christliche Praxis anzueignen. Die kann er nirgends besser lernen als bei den Alten, die in ihren Werken ein «unveränderliches Maß des Vernünftigen, des Guten und Schönen» zeigen.²⁹ «Von den Alten lernt die Gegenwart, wie es anzufangen sei, wenn man zeigen will, daß man Gott liebe, daß man Gott ähnlich zu werden trachte.» «Die Alten geben die Methode der Tugend.»³⁰

Der Idealismus mit seinem kühnen Geistesflug und mit seiner Forderung eines sinnerfüllten Vollebens, der Humanität, hat denn auch eine Bewegung ausgelöst, die auf dem Gebiet der Wissenschaft und der Kunst zu einem Reichtum geistiger Schöpfungen führte, wie er in der Geschichte der Menschheit selten gewesen ist.

Es dürfte schließlich recht aufschlußreich sein, Axts Stellung zum Staat zu untersuchen. «Es gilt an den Grundbedingungen der Nationalbildung, Ehre, Freiheit und Verfassung, der Monarchie, der Wissenschaft und des evangelischen Christentums . . . festzuhalten», heißt es bei Dr. Axt.³¹ Oder: Ein Gymnasiast, der nach Bildung und Wissenschaft strebt, «befähigt sich zu jedem höhern Dienste des Vaterlands».³² «Nationalbildung», «Ehre», «Vaterland» sind Begriffe, die auch bei Schiller auftauchen; aber sie gewinnen in den Schriften Axts eine eingeschränkte und sehr konkrete Bedeutung. Unter der Nation ist ganz eindeutig Deutschland zu verstehen. Die deutsche Union, so frohlockt Moritz Axt, ist ein Werk Preußens, «welches die Deutschen das erstemal zu einem für eine Idee begeisterten Volke zusammengebracht».³³ – Das ist die Absage an das Weltbürgertum. Die Idee, nach der Deutschland eine starke, unabhängige Nation werden sollte, hat einen historischen Grund. Von Preußen aus war 1813 der Ruf zum Befreiungskrieg gegen Napoleon ergangen. Unter Preußens Führung hatten sich die Deutschen von der Fremdherrschaft freigekämpft, und aus dem gemeinsam geführten Kampf war das Gefühl der Einheit aller Deutschsprechenden erwach-

²⁶ Wie Note 24, Seite 14.

²⁷ Wie Note 24, Seite 14.

²⁸ Moritz Axt, Das Gymnasium und die Realschule, Darmstadt 1840, S. 8.

²⁹ Moritz Axt, Das Gymnasium und die Realschule, S. 15 und 16.

³⁰ Moritz Axt, Das Ziel der Gymnasialbildung, S. 23.

³¹ Moritz Axt, Das Gymnasium und die Realschule, S. 111.

³² Moritz Axt, Das Gymnasium und die Realschule, S. 8.

³³ Moritz Axt, Licht und Finsternis, S. 249.

sen, das die Romantiker künstlerisch zum Ausdruck brachten. Dem hatte der Wiener Kongreß nicht Rechnung getragen. Statt der ersehnten Einheit brachte er Zersplitterung und Zerstückelung. – Wer sich später trotz aller Widerstände die Gründung einer deutschen Nation zum Ziele setzte, mußte zum Feind der Reaktion werden. Mit glühender Begeisterung zeichnete Moritz Axt den Deutschen eine Nation vor, die unter Führung Preußens eine eigene Verfassung hätte und gestützt würde durch Wissenschaft und evangelisches Christentum. Im Gymnasium und in der Öffentlichkeit wirkte er als Wegbereiter der neuen Idee. Er begeisterte seine Zuhörer für das Nationale; Nationalität war ihm die Persönlichkeit des Volkes.

Während viereinhalb Jahren stand Conradin von Moor unter dem Einfluß von Dr. Axt. In dieser Zeit gewann er die Richtlinien für sein späteres Denken und Handeln. Als gelehriger Schüler seines Meisters lernte er die bedeutendsten Philosophen, Dichter und Geschichtsschreiber des Altertums kennen, er erwärmte sich für die Freiheitsideale der Schillerschen Helden, rezitierte bei Gelegenheit ganze Partien aus Goethes Faust und gewann schließlich jene klare, der Antike und der deutschen Klassik verbundene Lebenshaltung, die für die Vertreter des Liberalismus bezeichnend ist.

In heftigen Diskussionen mit Freunden liebte es Conradin, seinen Überzeugungen in negativer Kritik Ausdruck zu geben. Scharf grenzte er seinen religiösen Standpunkt gegen andere Bekenntnisse und Auffassungen ab. So rügte er am Katholizismus eine nach außen getragene Frömmigkeit. «Wozu auch den Prunk mit Gold und Silber und köstlich gestickten Tüchern?» fragt Moor und wendet sich hierauf scharf gegen die «geschmacklose, überladene Pracht, die der Katholizismus so prahlerisch zur Schau stellt.»³⁴ In einer Kirche, wo Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet wird, gibt es, nach Moor, weder Kerzen noch Altäre. Dieser puritanische Zug überrascht nicht. Wenn Jesus nämlich «ganz und ungeteilt in seinem Charakter wiederholt werden» soll, wie das Dr. Axt im Namen des Luthertums forderte, dann bedarf der Gläubige allerdings keiner Kunstschatze oder heiliger Gegenstände.

Nicht minder leidenschaftlich waren die Ausfälle gegen den Pietismus. Moor eiferte hierin seinem Lehrer nach, der mit folgenden Worten über die Erweckungsbewegung des Grafen Zinzendorf herfiel: «Hierher gehört neben dem ewigen Gnadengeklingel, dem ewigen Zeter über die böse Natur und Erbsünde und dem ergrimmten, nur durch Blut versöhnbaren Gott, und der Verdrängung des allein wahren Gottes und Vaters der Liebe, als eines verzehrenden Feuers, besonders das Unwesen mit Lamm, Holz, Wunden, Schmach Gottes, Tod Gottes, Blut Gottes, und die läppischen, nicht selten grobsinnlich lüsterne Gefühle erweckenden Bräutigamsspielereien und das tändelnde Girren nach der Schönheit und Lieblichkeit Jesu. . . .»³⁵ Ohne dem wahren Geist des Pietismus nahe zu kommen, nahm Moor, wie übrigens auch sein Freund Sprecher, der im pietistischen Neuwied erzogen worden

³⁴ Autobiographie, S. 157.

³⁵ Moritz Axt, Licht und Finsternis, S. 152.

war, Anstoß an der zinzendorfschen Sprache und an der asketischen Haltung der Brüdergemeinde.³⁶ Es liegt ja eigentlich nahe, daß eine *theologia crucis*, wie sie der Pietismus ist, nicht dazu bestimmt war, junge, im Banne des Idealismus schwelgende Studenten zu fesseln. Dazu war deren Menschenbild viel zu optimistisch.

Man ist versucht anzunehmen, Moor habe sich dem Radikalismus verschrieben, der nach dem Vorbild eines David Friedrich Strauß den herkömmlichen Glauben, und vor allem das alte Christusbild, wissenschaftlich beleuchtete und für die moderne Welt als unannehmbar erklärte. Aber auch unter diesen «Ungläubigen» ist Moor nicht zu finden. Straußens Vorgehen wurde als «rationalistische Sophistik» und als ein Ausfluß des «Indifferentismus» bezeichnet. Es bedeutete ihm ein Angriff auf den gesunden Kern der Religion.³⁷

Aus all-diesen Bemerkungen geht hervor, daß Moor die Bibel als Wort Gottes betrachtet, an dem die Menschen weder in guter noch in schlechter Absicht herumzuflicken haben. Die gesunde Religiosität ist ein von Vorurteilen freies und aufrichtiges Verhältnis zu Gott, der als Weltenschöpfer alles Leben in teleologischer Bestimmtheit nach seinem Heilsplan ausrichtet. Moors Optimismus, wie er uns deutlich durch Äußerungen in der Autobiographie und in der Bündnergeschichte entgegentritt, besteht darin, daß er dem gläubigen Denker die Fähigkeit beimißt, den Willen Gottes sowohl durch die Bibel als auch durch die Geschichte zu erfahren und die vielfältigen Regungen des Lebens als sicherer Advokat zu erklären und zu richten.

Während sich der aufgeweckte Gymnasiast in Religion und Philosophie vertiefte, unterließ er es nicht, mit wachem Auge die Ereignisse seiner Zeit zu verfolgen. Das junge, aufstrebende Deutschland, das voll Lebenskraft nach hohen Zielen strebte, fand die ungeteilte Sympathie des Bündners. Auf einer Reise ins benachbarte Frankreich stellte Moor enttäuscht einen allgemeinen Haß der Franzosen gegen Preußen fest und bedauerte, daß man das «kern-deutsche Lothringen so schnell entnationalisiert» hatte und daß es «stock-französisch» geworden war. «Schade, daß Kaiser und Reich dieses schöne Land nicht besser zu wahren wußten!»³⁸

Bei aller Neigung zum Deutsch-Nationalen bewahrte Moor doch eine warme Liebe zu seinem Vaterland. Im Herbst 1838 fuhr er zu seinem zweiten Ferienaufenthalt nach Graubünden. Wie er die Schweizer Grenze bei Basel erreichte, verdichtete sich seine Stimmung zu einem innigen Patriotismus. «O Heimat süße! Du lieber Ort...» sang Moor und wählte dabei bewußt Töne, die an den «edlen Degen» und «Kernmenschen» Friedrich de la Motte-Fouqué anklangen, dessen literarische Werke erfüllt sind von einem schwärmerischen Patriotismus und vom Wunsch nach großen Waffentaten im Dienste des Vaterlands.

Conradin verließ Basel nicht, ehe er die historische Stätte von St. Jakob an der Birs, die «schweizerischen Thermopylen», besucht hatte. Dort gedachte

³⁶ Autobiographie S. 45.

³⁷ Autobiographie S. 129.

³⁸ Autobiographie S. 117.

er der Helden von 1444 und bewunderte die glorreiche Vergangenheit seiner Heimat. «Es war ein Bad für meinen patriotischen Sinn», gestand er. Während er dort mit seinen ruhmreichen Vätern Zwiesprache hielt, drängte es ihn, einen Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart anzustellen. Wie kläglich erschien das 19. Jahrhundert in solcher Perspektive! «Die Zeit, in der die Schweiz sozusagen die erste Violine im europäischen Völkerkonzert, viel umworben von allen kriegführenden Mächten, spielte, lag in nebelgrauer Ferne.»³⁹ Der alte Heldenmut war einem kleinlichen Geschäftsgeist gewichen. Statt der ehrenvollen Tätigkeit der Vorfahren nachzugehen, die in harter, gesunder Landarbeit bestand, jagten die Eidgenossen des 19. Jahrhunderts dem Golde nach, und viele ließen sich, ihrer Freiheit entsagend, für einige Silberlinge in düstere Fabrikräume einsperren. – Die Mißstimmung gegen Fabrikanten und Kaufleute spiegelt sich in Moors Briefwechsel mit seinem Freund Sprecher wider. Händler werden verächtlich «Juden» genannt, nicht aus Überheblichkeit, sondern aus Abneigung gegen den neuzeitlichen Geschäftsgeist. Er stand in tiefstem Gegensatz zu ihrer Philosophie: Die Wirklichkeit des Idealisten ist die geistige Welt, die des «Fabrikanten» die stoffliche. Für den Idealisten ist der Grund der Welt ein geistiger, den der Materialist nicht zu sehen vermag. Der Idealist sieht den Sinn des Lebens in der Erfüllung der Ideale, der Materialist in der Eroberung und im Genuß irdischer Güter. Der neue, auf Erwerb ausgerichtete Zeitgeist erregte das Mißfallen Sprechers und Moors, weil er den stolzen, ehrlichen Schweizergeist verdrängte und an Stelle des starken Nationalgefühls der Ahnen einen kleinlichen Egoismus aufkommen ließ.

Wir sehen, der Einfluß Dr. Axts auf den jungen Conradin von Moor ist unverkennbar. Wie stark die in Wetzlar empfangenen geistigen Eindrücke nachwirkten, wird später bei der Betrachtung der Moorschen Bündnengeschichte nicht weniger auffallen.

Eine innige Freundschaft verband Conradin mit zwei Schulkameraden. Der eine, Albert Fouquet, war der Sohn eines Militärarztes zu Wetzlar. Er erlernte den Beruf seines Vaters und ließ sich später als Arzt in Westfalen nieder. Die Kameraden schätzten ihn als «lieben, braven» und humorvollen Jungen und rühmten seine «Solidarität und seinen festen Charakter».⁴⁰ Moors Busenfreund war Johann Andreas von Sprecher, der nachmalige Bündner Kulturhistoriker. Dessen Vater hatte 1824 mit seiner Frau und vier Kindern den Wohnsitz in Chur verlassen, weil er in bedenkliche Vermögensumstände geraten war. Er ließ sich im pietistischen Neuwied nieder und erhielt eine Stelle als Inspektor des Berg- und Hüttenwerkes Arnsau bei Linz am Rhein. Sein Sohn Johann Andreas besuchte vom achten Altersjahr an die herrnhutische Erziehungsanstalt in Neuwied, wo er als begabter, lerneifriger und leicht aufnahmefähiger Schüler bald geschätzt wurde. 1834 bestand er mit seinem Landsmann Moor die Aufnahmeprüfung in die dritte Klasse des Wetzlarer Gymnasiums.⁴¹ Die Jünglinge lernten sich auf der

³⁹ Autobiographie S. 91.

⁴⁰ Brief Sprechers an Moor, Satigny, 4. Oktober 1840.

⁴¹ Hans Graß, J. A. von Sprecher, Chur 1945, S. 1–7.

Schulbank und bei gemeinsamen Schulausflügen in die Umgebung des Städtchens kennen. Sie teilten die Fachinteressen, waren beide reiselustig und stets voll Unternehmungsgeist. Liebe und Freundschaft sind Gaben, «die der allgütige Vater seinen armen verbannten Kindern auf die irdische Pilgerfahrt als Viaticum mitgibt», schreibt Moor.⁴² Der Jugendbund erklang denn auch in den herrlichsten Akkorden. Achtung, Hilfsbereitschaft, Treue und Vertrauen waren keine leeren Worte. Als wahre Kameraden teilten Sprecher, Moor und Fouquet Freude und Leid, und zwar weit über die Wetzlarer Zeit hinaus. So wählte Moor 1854 als Paten seines erstgeborenen Sohnes Theodor die Herren Sekretär J. A. von Sprecher und Stadtarzt Albert Fouquet. Das beredteste Zeugnis der Freundschaft legt aber der reiche Briefwechsel Moors mit Sprecher ab, der 1836 begann und ohne große Unterbrüche bis zu Sprechers Niederlassung in Chur 1854 dauerte. – «Du klagst mir, Du stehst so allein und vereinzelt in der Welt; da leidest Du aber dasselbe Schicksal wie ich, auch mir fehlst Du unendlich viel. Niemand ist . . . hier, vor dem ich mein Herz so ausschütten könnte, wie ich es vor Dir (. . .) konnte.»⁴³ «Ach, ich bin so oft im Geiste auf Deinem Zimmer, wo wir so manchmal uns bei Bier, Maiwein und Rauchen unsre amoris Gedanken gegenseitig aussprachen und Du mir von Deiner Glückseligkeit erzähltest.»⁴⁴

Das sind nur zwei Freundschaftsbekenntnisse unter vielen. – Sprechers Briefe sind noch in anderer Beziehung wertvoll. Sie runden das Bild seines Studienkameraden, wie wir es bis anhin gewonnen haben, in köstlicher Weise ab. Er schildert Conradin als einen dicken, kleinen Mann mit freundlichem, etwas bräunlichem Gesichte.⁴⁵ Sein Cerevisname «Cook» (Koch) mochte sich treffend auf sein Äußeres beziehen. – Sprecher lobt seinen Freund als pflichtbewußten, gewissenhaften und äußerst charakterfesten Mann, an dem höchstens das Pfeifenrauchen und ab und zu das «so gemeine Schnapstrinken» zu rügen war. Besonders schätzte er Moors überschäumenden Humor, der ihm, dem weniger Glücklichen, über manche schwere Stunde hinweggeholfen. In späteren Jahren schrieb er: «Der Humor entspringt aus dem Bewußtsein von der Unvollkommenheit der irdischen Dinge, und aus dem Ideal, das man sich selbst macht. Daher sind alle Humoristen mit reicher Phantasie, aber auch mit tiefem Verstande begabt.» «Du selbst bist auch zu diesen Leuten zu rechnen, weil in Dir auch die Erkenntnis eines Ideals, gegenüber der Unvollkommenheit seiner Realisierung lebt.»⁴⁶

Der temperamentvolle, freundliche Moor war auch in einem Kreis lebenslustiger Kameraden aus Bünden gern gesehen. Da vergnügte er sich mit Rudolf Jenny, einem Mitschüler aus Chur, sodann mit dem nachmaligen Juristen und Regierungsrat Andreas Rudolf Planta und mit dem Luzeiner Georg Sprecher, den die Eltern nach Wetzlar geschickt hatten, um ihn auf rechte Bahnen weisen zu lassen. Er war ein gutmütiger, naturwüchsiger Ka-

⁴² Autobiographie.

⁴³ Sprecher an Moor, Bonn, 13. Juni 1838.

⁴⁴ Sprecher an Moor, Neuwied, 9. Mai 1838.

⁴⁵ Sprecher an Moor, Neuwied, 9. Oktober 1838.

⁴⁶ Sprecher an Moor, Basel, 13./14. November 1844.

merad, der an geselligen Anlässen weit mehr Beachtung fand als in der Schulbank.

Moor bewegte sich aber nicht nur unter Landsleuten. Er saß oft mit Carl Buff, einem Großneffen von Werthers Lottchen, beim «Groschenjakob» in der Brauerei, ruderte mit dem jungen Wetzlarer Julius von Sparre auf der Lahn, oder er begab sich mit den tanzlustigen Kameraden Schapper, Heinzmann und Pfaff zum Ball in den «Römischen Kaiser». Dort drehte man sich mit den Schönen des Städtchens im Tanze und knüpfte jene seligen Beziehungen an, die Moor als die köstlichste Erinnerung bezeichnet, die der Mensch «aus seiner Jugend in das ernste Leben hinüberrettet» und die wert ist, «als unschätzbares Kleinod in seines Herzens tiefstem Schrein zu bewahren».⁴⁷

Wie nahe Freude und Leid beisammen sind, erlebte Moor am Schicksal seines Freundes Pfaff. Eine böartige Krankheit überfiel den lebenslustigen Jüngling, und der Tod riß ihn unbarmherzig aus dem Kreise seiner Kameraden.

Moor weilte oft an seinem Krankenlager, und tief beeindruckt vom Leiden und Sterben des Freundes bekannte er, der Tod Pfaffs habe ihn aus einem Reich glücklicher Träume herausgeschreckt und ihm gezeigt, daß «das ewige Glück ein unerreichbares Phantom» sei, das erst «nach vielen tausend Thränen des Kummers, nach langen Jahren ungestillter Sehnsucht wahr» werde. Des Lebens Ernst war an ihn herangetreten. Unwillkürlich dachte er an die Schicksale seiner Mutter und seines Vaters und glaubte, er könne nicht «das fröhliche Kind trauriger Eltern» sein.

Und doch wurde ihm des Lebens Freude wieder zuteil. Er war im Frühling 1838 auf dem Schulweg und in den Tanzstunden einem «zierlich gewachsenen, blassen, schwarzäugigen Mädchen» begegnet. Einer stillen Neigung folgend, verfolgte er immer häufiger ihre Spuren, er begann, um ihre Liebe zu werben. Seine schüchternen Bemühungen wurden belohnt, und bald brach er in den Jubelruf aus: «Der Himmel neigt sich liebend über die blumengeschmückte Erde. Alles wird veredelt durch die allmächtige Empfindung.»⁴⁸ Moor war glücklich. Er hatte eine Liebende gefunden, die seine edelsten Gefühle weckte und ihn gleichsam mit klingendem Spiel aus der Kindheit ins Mannesalter hinüber geleitete.

Conradin war nach seinem eigenen Zeugnis kein Epikuräer, kein Goldmund, der, einem Falter gleich, unbeschwert den Nektar des Lebens genießen kann. Schmerzliche Gedanken trübten sein Glück. Was sollte aus diesem Verhältnis werden? Ein 19jähriger Gymnasiast hat noch den größten Teil seines Studiums vor sich. Er wird sich später eine Existenz aufbauen müssen, und erst dann darf der Traum des Eheglücks seiner Erfüllung entgegen gehen. Würde er seinem Mädchen so lange Treue bewahren können? Durfte er ihm jetzt schon Versprechungen machen? Nein. Er mußte die Ausweglosigkeit seiner Liebe einsehen. Wie schön auch die erlebten Stunden gewesen sein mochten, die Zukunft war hart; sie forderte unerbittlich den Verzicht.

⁴⁷ Autobiographie S. 84.

⁴⁸ Autobiographie S. 63.

Zu den unvergeßlichen Erinnerungen zählte der Wetzlarer Student die Reiseerlebnisse.⁴⁹ In freien Stunden oder zu Ferienanfang packte Moor seinen Rucksack, bewehrte sich mit dem Wanderstab und zog fürbaß. Wandern, Reisen, das war ihm Erholung. Allein oder in Begleitung seiner Freunde Jenny, Sprecher oder Fouquet ging's durch Wald und Feld, durch schmucke Dörfer und graue Großstädte. Wollten die Beine nicht mehr, so bestieg man einen rumpelnden Reisewagen oder einen behäbigen Dampfer. Billige Gaststätten oder auch nur Scheunen boten ausreichendes Nachtquartier. Hatte Moor die Kunst des Reisens von Eichendorffs Taugenichts gelernt?

Einmal gelangte der Reiselustige nach Wiesbaden, ein andermal zu Baron Anton von Salis nach Koblenz. 1837 war Moor in Köln, und im September des gleichen Jahres bereiste er Holland. Zweimal während seines Wetzlarer Aufenthalts durfte er nach Hause fahren; im ganzen unternahm er von Wetzlar aus ein Dutzend kleinerer und größerer Reisen, wobei er seine ganze Aufmerksamkeit dem Studium von Land und Leuten schenkte. Als Kostprobe seien hier einige Eindrücke von Rotterdam und Umgebung angeführt:

«Nachdem ich die 10' hohe Statue des Erasmus auf ihrer steinernen Brücke ohne sonderliche Aufregung mir angesehen, begaben wir uns zur Hauptkirche, wo ich meinen Jungen auf der Straße ließ und mit dem dazu bestellten Aufseher den erwähnten, abgestumpften Thurm bis zur Terrasse bestieg. Welche Aussicht! – Zu meinen Füßen die riesige Stadt mit ihren vierzehntausend Häusern, die größte, die ich bisher gesehen. Wie prächtig stachen die rothen Ziegeldächer von dem saftig grünen holländischen Boden ab. Und das Flaggengewimmel und ganze lebensvolle Treiben im Hafen und den unzähligen Kanälen. Ich konnte den Lauf des Rheins bis dahin verfolgen, wo das deutsche Vaterland seinen Anfang nimmt. Gegen Westen zeigte man mir den Thurm von Delft, noch weiter zurück denjenigen vom Haag und dem Seebad Schaweningen. Interessant war das Glockenspiel mit Claviatur versehen und fünfzig Glocken anschlagend.

Auf dem Rückweg nach dem Gasthof berührten wir den Gemüse- oder grünen Markt, wo mir die Tracht der jungen Mädchen durch ihre extreme Reinlichkeit (die freilich bei meist weißer Farbe doppelt geboten ist) auffiel. Noch mehr überraschte es mich, unter den weißen Häubchen fast noch weißere, wie aus Milch und Blut gewobene, dabei in der Mehrzahl höchst anziehende Gesichtchen zu erblicken. Ich sage mit Heine: «Ach, wenn sie nur *„Leben“* hätten», denn die Holländerinnen scheinen wahres Fischblut zu haben, kalt und ohne Feuer, wie mir ein Holländer selbst versicherte, was ich denn auch auf dessen eigene Verantwortlichkeit hin ruhig nachschreibe.»⁵⁰

Fleißig wurden historische Stätten und Museen besucht. In Delft stand Moor vor den Gräbern Wilhelms von Oranien und Hugo Grotius'. Das Wohnhaus und die Arbeitsstätte Peters des Großen in Zaandam fanden ebenso sein Interesse wie die Residenz Louis Napoleons in Amsterdam. Er

⁴⁹ Moor hat laut Autobiographie seine Reiseeindrücke bis zum Jahre 1841 in 7 Bändchen zusammengefaßt. Anfangs der 50er Jahre schrieb er die Fortsetzung der Reiseberichte. Diese Dokumente konnten leider nicht aufgefunden werden.

⁵⁰ Autobiographie S. 52.

kannte das Museum von Leyden, die große Gemäldegalerie zu Köln und wußte ausgezeichnet Bescheid über die römischen Altertümer in Professor Landbergers Privatmuseum zu Weilburg.

Wenig Gefallen fand Moor an Opern. Er war nicht etwa unmusikalisch; konnte er doch eine Melodie, die er einmal gehört hatte, mühelos wiedergeben. Ihm fehlte lediglich die Beziehung zu solcher Musik; hatte er doch weder in Graubünden noch in Wetzlar Gelegenheit gehabt, Opern zu hören.

Ende November 1838 kehrte Moor von seiner zweiten Heimreise nach dem Städtchen an der Lahn zurück. Er wollte sich dort, dem Wunsch seines Vaters entsprechend, während fünf Monaten auf das juristische Studium vorbereiten. Dieser letzte Aufenthalt in Wetzlar, von den Studenten respektlos «Mauleselzeit» genannt, gestaltete sich zu einer Art Nachlese. Conradin widmete sich vorwiegend seinem Lieblingsfach, dem Latein. «Unbeschwert von Fußnoten» las er die lateinischen Dichter, von denen ihm besonders Catull imponiert haben mochte. Zu dessen Liebesliedern hatte er eine enge seelische Beziehung, zumal der schmerzliche Abschied von «Dido» unmittelbar bevorstand.

In den frühen Morgenstunden des 19. April 1839 verließ Moor die «liebgewordene» Gegend und lenkte seine Schritte der Universitätsstadt Heidelberg zu.

Heidelberg

Zu Anfang Mai 1839 traf Moor in der ehrwürdigen Universitätsstadt Heidelberg ein. Nachdem er in der Dreikönigsstraße ein Zimmer gemietet hatte, galt sein erster Besuch der Schweizerkneipe im Haus «Zum Ritter». Dort fand er in einem weiten, öden, gelb getünchten Gemach einen Kreis übermütiger Landsleute, die ihn begeistert willkommen hießen. Besonders herzlich begrüßten Moor die vier ehemaligen Mitschüler aus Chur, Andreas Rudolf von Planta, Anton von Salis, Leonhard von Marchion und Friedrich Wassali. Sie machten ihn sogleich mit den Verhaltensmaßregeln beim Bierkommers bekannt, was insofern vorteilhaft war, als «Cook» nicht schon am ersten Abend zu mehreren Maß Bier verknurrt wurde. Seine Kameraden gehörten dem jungen, in Heidelberg erst ein Jahr alten Studentenverein der «Helvetia» an. Natürlich animierten sie ihn, ihrer Verbindung beizutreten. Der Erfolg blieb aus, weil der freiheitsliebende Student die Verpflichtungen, die ihm durch den Beitritt zum Verein erwachsen wären, als Einschränkungen seiner persönlichen «Freiheit und Unabhängigkeit» empfunden hätte. Dennoch zeigte er sich immer wieder im «goldenen Horn», dem Vereinslokal der Helveter. Er erlebte einen regelrechten Kommers, machte ein andermal wegen Tragens der roten Helvetermütze Bekanntschaft mit dem Karzer, sah sich einen Skandal (Duell) an und erfuhr, wie «Brandfuchse creirt» werden. Wo gesungen wurde, da war der kleine Cook dabei. Das

Hauffsche Lied «Steh ich in finstren Mitternacht» hatte es ihm besonders angetan.

Am Morgen nach seiner Ankunft in Heidelberg besuchte Moor die Professoren, bei denen er Kollegien zu belegen wünschte. Die Koryphäen der Juristischen Fakultät waren Thibaut und Mittermaier. Thibaut las Institutionen und Pandecten. Er stand ganz auf dem Boden der Aufklärung und des Rationalismus und war der historischen Forschung eines Savigny abgeneigt.⁵¹ Moor beschreibt seine erste Begegnung mit Thibaut mit den Worten: «Mir ist der Besuch bei dem alten, berühmten Rechtslehrer Thibaut in der Erinnerung geblieben. Er frug mich über mein Vaterland aus und bemerkte dann mit der Miene eines Mannes, der erst auf der Neige eines langen Lebens zur Lösung eines höchst schwierigen Problems gelangt ist: Graubünden ist das Land, wo die reinsten Sitten herrschen.»⁵²

Beim Politiker und Rechtsgelehrten Mittermaier besuchte Moor Kollegien über deutsches Privatrecht. Auch Mittermaier war der Aufklärung verpflichtet. Seine Bemühungen gingen dahin, einen «humanen und fortschrittlichen Geist in das Prozeß- und Strafrecht» zu bringen. Er imponierte durch eine umfassende Gelehrsamkeit.⁵³

Außer bei Reichlin-Meldegg hörte Moor ferner eine Vorlesung beim Historiker Friedrich Christoph Schlosser, wobei er sich «köstlich amüsierte, wie der von stets neuen Gedanken wie mit Hunden gehetzte große Gelehrte seine Worte so heraussprudelte, daß eines über das andere zu kollern schien. Nie schloß er einen Satz grammatikalisch ab, denn stets kam ein Zwischensatz in die Quere, der ebenso wenig seine Erledigung fand.» Niemals hätte er es für möglich gehalten, «daß dieser ganz verwahrloste Vortrag das mündliche Organ des berühmten Geschichtsschreibers» gewesen wäre.⁵⁴ Schlosser (1776–1861) war bekannt geworden durch seine «Geschichte des 18. Jahrhunderts in gedrängter Übersicht» (1823). Beeinflußt von Kants philosophischer Pflichtenlehre und Rousseaus Humanitätsideal vertrat er die Ansicht, daß der kategorische Imperativ nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen Leben, in der Politik, als Norm gelte. Die Moral des rechtschaffenen Mannes war ihm das Gesetz, nach welchem er in vollkommener Unparteilichkeit Handlungen und Ereignisse beurteilte.⁵⁵ Schlosser hielt über die Geschichte Gericht; er versuchte sie zu meistern und nicht, wie Ranke, zu beschreiben. Moor war auf Grund seiner Erziehung in Wetzlar für eine solche Geschichtsauffassung empfänglich. Das Sittengesetz der Aufklärung galt ihm damals und auch drei Jahrzehnte später als unveränderlicher Maßstab, den er in unbekümmerter Selbstsicherheit an Personen,

⁵¹ J. Heer, Ständerat P. C. v. Planta, S. 20. Auch in: E. Marcks, Heidelberger Professoren I (1903); Moors Immatrikulation s. Toepke und Hintzelmann, Die Matrikel der Universität Heidelberg, V. Teil, Heidelberg 1904, S. 623, Matr. 193.

⁵² Autobiographie S. 105.

⁵³ J. Heer, S. 20.

⁵⁴ Autobiographie S. 105.

⁵⁵ Vgl. O. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft und Eduard Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, München und Berlin 1911, S. 412/413.

Völker und Staaten legte. Das wird bei der Betrachtung der Bündnergeschichte zu zeigen sein.

Wie Moor bezeugt, besuchte er, im Gegensatz zu seinen Kommilitonen, gewissenhaft die Vorlesungen und sammelte sorgsam «die Weisheitsbrocken, die aus der Professoren Mund fielen».⁵⁶ Er überdachte gründlich die in Kollegien gesammelten Notizen und erwarb sich Zeugnisse, die sich sehen lassen durften.

An Trinkgelagen fand Moor bald wenig Freude mehr. Selbst auf reichere Mahlzeiten wurde verzichtet. Conradin aß mit dem Landsmann Marchion zusammen sehr dürftig und billig in der Taverne «zum goldenen Fäßchen». Für 14 Kreuzer täglich durften sie wahrlich keine hohen Ansprüche stellen.

Häufig bewegte sich der Student tief in Gedanken versunken auf dem sogenannten Philosophenweg hoch über dem Neckar. Sein Blick schweifte über Heidelberg hinweg in die Ferne und in die Vergangenheit. Das Bild seines Mädchens tauchte wieder auf, und von Liebeskummer gequält, trauerte er dem schönsten Teil seiner Jugend nach. Wetzlar ließ ihn nicht los, und die Erinnerung an glückliche Tage überstrahlte in verklärtem Glanz die rauhe Gegenwart, die von ihm Selbstbeherrschung, strenge Arbeit, Erfüllung eines Lebensziels verlangte. Moor erkannte, daß die Macht des Gefühls stärker sei als die des Verstands; und daß Philosophie vor dem Anliegen des Herzens nicht bestehen könne.⁵⁷ Die Ferien brachten die ersehnte Zerstreuung. In Bonn fand Moor seinen Intimus Sprecher wieder, und gemeinsam machten sie sich auf den Weg nach Düsseldorf, wo Fouquet weilte.

Im Sommer des gleichen Jahres hatte Moor im Churer Wassali einen urgemütlichen Reisebegleiter gefunden. In der Absicht, rasch und mühelos reich zu werden, oder mindestens die Wetzlarer und Heidelberger Schulden mit einem Streich auszulöschen, schlug Moor einen Ausflug zur Spielbank von Baden-Baden vor. Die Wanderung dorthin war ein herrliches Vergnügen. Die Landschaft präsentierte sich so reizvoll, schrieb Moor, «daß selbst meine kleine Zehe am rechten Fuße sich zwischen Sohle und Oberleder hervorzu-drängen suchte, um an dem allgemeinen Frühlingsjubiläum ihren gebührenden Anteil zu nehmen – ein Procedere, das ich mehr zu begreifen als zu billigen im Stande war.»⁵⁸ Die beiden Spieler hatten kein Glück. Trotzdem machten sie sich guter Dinge auf den Heimweg. «Geld allein macht den Menschen nicht glücklich», meinte Moor. Und schließlich waren seine Geldsorgen nicht so groß, daß er hätte Not leiden müssen.

In größerer Verlegenheit war Sprecher, als er im September mit Moor in die Heimat reisen wollte. Sein Freund aber teilte mit ihm das Reisegeld. Über Baden-Baden, wo noch einmal das Glück versucht werden sollte, erreichten die Freunde Schaffhausen. Moor nahm den Reisewagen nach Zürich. Dort, im Hotel Baur, warteten Vater und Schwester Louise ungeduldig auf die Ankunft des Studenten. Das Wiedersehen wurde denn auch gebührend gefeiert. Theodor von Mohr beglückte seine Kinder mit einer

⁵⁶ Autobiographie S. 109.

⁵⁷ Autobiographie S. 79.

⁵⁸ Autobiographie S. 111.

Reise in die Innerschweiz. Man verließ gerne das unruhige Zürich, wo wenige Tage zuvor die liberale Regierung gestürzt worden war, nachdem sich, nach der Ansicht von Vater und Sohn Mohr, ein gesunder Kern der Massen gewaltsam Bahn gebrochen gegen eine indifferente, sophistische Klique, die in ihrer Verblendung einen David Friedrich Strauß an die Theologische Fakultät der Zürcher Hochschule berufen hatte.

Nun bereiste man also die Innerschweiz. Ein großartiges Erlebnis war für Conradin die Aussicht vom Rigi, wo er «sozusagen Gott selbst in einem sehr bewunderungswürdigsten Werke»⁵⁹ erlebte. Bleibende Eindrücke vermittelten die Sehenswürdigkeiten Luzerns: das Löwendenkmal, die Jesuitenkirche und die Reußbrücke mit den Totentanzbildern, dann aber auch die Stiftskirche von Einsiedeln und das Grab Ulrich von Huttens auf der Ufenau.⁶⁰

Nach erholsamen Ferientagen in Chur und Süs kehrten Moor und Sprecher im November 1839 auf die Universität zurück. Sprecher bemühte sich erst, seine Schulden in Bonn zu bezahlen, um das nötige Abgangszeugnis zu erhalten. Hierauf bezog er die Universität Heidelberg.

Das Semester 1839/40 stand für die beiden Studenten im Zeichen der Geselligkeit und der Freundschaft. Hoch schlugen die Wellen an so manchem Kommers. Man fand sich aber auch zu leichten Wanderungen bereit, und abends, im Schein des Herdfeuers, erwachten die «amoris-Gedanken», die zu gefühlvollen und endlosen philosophischen Betrachtungen führten. Die Wissenschaft zog in jenen Monaten weder Sprecher noch Moor in ihren Bann, so daß Sprechers Biograph mit Recht feststellen mußte: «Daß das Heidelberger Semester für die Studien Sprechers förderlich gewesen sei, darf auf Grund der vorliegenden Zeugnisse bezweifelt werden. Das stetige Beisammensein mit dem geselligen, lebenslustigen Moor sowie der häufige Besuch der Verbindungsanlässe können ein ernsthaftes Studium kaum gestattet haben, und der wissenschaftliche Ertrag des Semesters dürfte demnach kein großer gewesen sein.»⁶¹ Dagegen haben die köstlichsten Erinnerungen an jenes Heidelberger Semester wenige Jahre später Conradin von Moor zu ersten schriftstellerischen Versuchen veranlaßt.

Der Frühling bereitete jenem Studentendorado ein jähes Ende. Sprecher mußte aus finanziellen Gründen auf die Fortsetzung seiner Studien verzichten, und Moor bemühte sich um ein Abgangszeugnis, das er in Berlin vorzuweisen gedachte.

Berlin

Man mag sich mit Recht fragen, warum Moor die Stadt am Neckar bereits nach zwei Semestern verlassen hat. Die Heidelberger Universität hatte damals gerade wegen ihrer tüchtigen Juristischen Fakultät Weltruf erlangt, so daß sich ein Wechseln der Bildungsstätte eigentlich nicht rechtfertigte.

⁵⁹ Autobiographie S. 129.

⁶⁰ Vgl. Erwin Poeschel, Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Schwyz, Bd. I, Basel 1927, S. 312.

⁶¹ Hans Graß, Johann Andreas von Sprecher, S. 13.

Nun, vor 120 Jahren haftete dem Leben und Treiben der Studenten noch sehr viel Romantisches an. Man pflegte in mannigfachen studentischen Verbindungen Freundschaft und Geselligkeit. Der Bursche nahm sich aber auch Zeit, seine jugendliche Reise- und Abenteuerlust zu stillen, indem er, den Eichendorffschen Prager Studenten nacheifernd, in den Semesterferien den Wanderstab ergriff und voller Tatendrang und Neugier durch fremde Lande strich. Auf der Straße, im Reisewagen oder in der Herberge begegnete er Kommilitonen anderer Universitäten, man tauschte Studienerfahrungen aus, philosophierte und animierte sich gegenseitig zum Besuch anderer berühmter Universitäten.

Die Berliner Hochschule, die Moor zu beziehen gedachte, war allerdings weltbekannt. Schleiermacher, Fichte und Hegel hatten zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Ruf der Philosophischen Fakultät begründet. Um 1840 pflegten Boeckh, Droysen und Ranke die Geschichte als den vornehmsten Zweig der Wissenschaft, und an der Juristischen Fakultät lehrte immer noch der berühmte Savigny.

Für die Schweizer Studenten schien Berlin das Zentrum aller Gelehrsamkeit zu sein. Wie überzeugend sind doch Jacob Burckhardts Worte: «Als ich die ersten Stunden bei Ranke, Droysen und Boeckh gehört hatte, machte ich große Augen. Ich sah, es war mir bisher ergangen wie jenen Rittern im Don Quijote mit ihren Damen: ich hatte meine Wissenschaft auf Hörensagen hin geliebt und nun trat sie plötzlich in gigantischer Größe vor mich, ich mußte die Augen niederschlagen. Jetzt erst bin ich fest entschlossen, ihr mein Leben zu widmen, vielleicht mit Entbehrung des häuslichen Glücks.»⁶²

Tief beeindruckt von ihrem Studienaufenthalt in Berlin waren auch Burckhardts Zeitgenossen, die Zürcher Alfred Escher, Georg und Friedrich von Wyß, der Glarner Johann Jakob Blumer und der Bündner Leonhard Herold⁶³, der in seinen autobiographischen Aufzeichnungen den Berliner Lehrern Zeilen der Anerkennung und Dankbarkeit gewidmet hat. «Ranke war unstreitig einer der vorzüglichsten Dozenten», schreibt er. «Seine Vorlesungen über das Mittelalter veranlaßten mich zum Studium seiner Schriften über die Geschichte der Päpste und der Reformation, die mich ebenso anregten wie bereicherten.» Ungehalten ist Herold nur über die höfischen Formen des Anstands, die Ranke bis in sein Auditorium hinein streng beobachtete. «Unter Rankes Zuhörern befand sich damals auch der Kronprinz von Württemberg, der an der Seite des Katheders einen eigenen Mahagonischreibtisch hatte, an welchem er mit seinem Schreiber saß, damit er sich mit uns

⁶² Jacob Burckhardt, Briefe. Herausgegeben von Max Burckhardt, Bd. I, Basel 1949, S. 131 (Brief an Heinrich Schreiber, 15. I. 1840).

⁶³ Leonhard Herold (1819–1902) war der Sohn des Kantonsschullehrers Johann Konrad Herold und der Marie Walther. Nach dem Besuch der Kantonsschule in Chur studierte er in Tübingen und Berlin Theologie. Nachdem er in Igis und Teufen als Pfarrer gewirkt hatte, wurde er 1847 nach Chur gewählt. Im gleichen Jahr zog er als Feldprediger mit dem Bataillon Michel ins Tessin, um den Nachbarkanton vor den sonderbündischen Truppen zu verteidigen zu helfen. Seine politische und theologische Richtung war entschieden freisinnig. – Graubünden verlor 1902 in Dekan Herold einen eifrigen Förderer des kantonalen Schulwesens und einen tatkräftigen Helfer der Armen.

Plebejern nicht etwa verunreinige.⁶⁴ Am Schluß jeder Vorlesung ließ Ranke immer den Kronprinzen zuerst hinausgehen, dann folgte der Professor, dann wir. Es störte mich ebenso, daß Ranke dies that, wie daß der Kronprinz es zuließ.»⁶⁵

Das kulturelle Leben der Stadt zog die bildungshungrigen Menschen nicht minder in ihren Bann als die Universität. Im Theater war der berühmte Seydelmann in seiner Rolle als Nathan oder Faust zu sehen. Frau Crelinger und ihre beiden Töchter entzückten das Publikum nicht weniger mit ihrer hohen Kunst. Auch die Oper wurde fleißig besucht, und dem Freund der Malerei und der bildenden Kunst warteten im Museum, «wo über 900 der schönsten Gemälde, ferner über hundert alte Bildsäulen und sonst noch ganz unendlich viele Merkwürdigkeiten» aufbewahrt wurden, allerhand Überraschungen.⁶⁶

Für Conradin von Moor war der Berliner Aufenthalt kein Bildungserlebnis. Nach seiner Ankunft im Frühling 1840 mietete er sich in einem freundlichen Zimmer in der Dorotheenstraße ein, später wohnte er für elf Thaler im Monat in einem schönen, großen Zimmer in abgeschlossener Wohnung. Dort verschanzte er sich hinter juristischen Lehrbüchern der Gelehrten Mittelmayer, Haffter und Martin und nahm sich kaum Zeit, die belegten Vorlesungen über Deutsches Privatrecht, Kriminalrecht und gemeinen deutschen Zivilprozeß zu besuchen. In Moors autobiographischen Notizen werden die Dozenten der Juristischen Fakultät mit keinem Wort erwähnt, ja nicht einmal der Name Rankes taucht auf. In einer eigentlichen Studierwut hat sich Moor in seinem Zimmer vergraben, und zwar so gründlich, daß er im Wintersemester 1840/41 während beinahe drei Monaten gar keine Kollegien besuchte. Mit Recht hat er später den Wert seines Berliner Studiums in Frage gestellt und bekannt: «Ob solches die rechte Art war, die Geheimnisse der Rechtswissenschaft zu ergründen, muß ich hauptsächlich deshalb bezweifeln, weil ich nach Jahr und Tag absolut kein Jota mehr von dem wußte, was ich so eifrig durchgearbeitet hatte. Es war von mir somit recht eigentlich leeres Stroh gedroschen worden. Ich bin auch später zur heiligen Überzeugung gelangt, daß sowohl Juristen als Theologen für die Bedürfnisse unseres engeren, bündnerischen Vaterlandes absolut keines Universitätsstudiums bedürfen und besser thäten, für das dazu bestimmte Geld sich einige Äcker und Wiesen zu kaufen. Sie blieben ihm für immer, während die ‚verb magistri volant‘ – im eigentlichsten Sinn.»⁶⁷

Trotz seines Fernbleibens von der Universität mußte Moor doch eine eindrucksvolle Bekanntschaft mit den Vorstehern der Hochschule machen. An einem düstern Winterabend, den sich Moor in einer verbotenen Wirt-

⁶⁴ Leonhard Herold, Aufzeichnungen aus seinem Leben. Herausgegeben und ergänzt von O. Herold. Chur 1902, S. 48.

⁶⁵ Wie Note 64, S. 61.

⁶⁶ Jacob Burckhardt, Briefe, S. 149 (Brief an Dorothea Hartmann-Brodbeck, Berlin, 22. 3. 1840). Vgl. auch: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus. Glarus 1877, 14. Heft. (Dr. J. J. Blumer, sein Leben und Wirken, dargestellt nach seinen eigenen Aufzeichnungen von D. J. Heer.)

⁶⁷ Autobiographie S. 145.

schaft im Kreise einer ausgelassenen Gesellschaft reichlich vergoldet hatte, kamen die tolln Zecher auf den Einfall, die Fensterscheiben am Hause des griesgrämigen Bäckers Caduff aus Bünden einzuschlagen. Mitten in ihrem Vernichtungswerk wurden sie von Nachtwächtern gestört, hierauf verhaftet und auf die Wache geführt. Der Fall kam bis vor das Universitätsgericht, wo sich die Übeltäter zu verantworten hatten. Das Urteil fiel milde und ganz zum Vorteil der Delinquenten aus. Sie mußten die zertrümmerten Scheiben bezahlen und die beschämende Belehrung empfangen, es sei dem Geist tüchtiger Studenten angemessener, das Theater zu besuchen als verbotene Wirtschaften. Man gab endlich den Übeltätern auf den Weg der Besserung eine Theater-Freikarte mit – ein lobenswertes Vorgehen, dessen Erfolg leider nicht mehr festzustellen ist.

Überhaupt tat sich Moor nach Feierabend gerne als munterer Zecher hervor. Die feuchte Pflege der Kameradschaft sollte ihn für die harten und sicher freudlosen Arbeitsstunden in einsamer Klausur entschädigen.

Ein wahrhaft rührendes Wiedersehen feierte Moor mit Albert Fouquet, der an der Berliner Pflanzschule für Militärärzte studierte. Durch ihn lernte er Rudolf Virchow (1821–1902) kennen, der sich später als Forscher und Professor der pathologischen Anatomie das Prädikat eines Papstes der deutschen Medizin erworben hat.⁶⁸

Auch Friedrich Wassali, Moors fröhlicher Mitschüler von Chur und Heidelberg, studierte in Berlin. Wenn ihn Durst oder Langeweile plagten, rief er seinen Freunden Carl Steinbicker und Eduard Schweizer, dem nachmaligen Professor der Chemie in Zürich, und gemeinsam suchte man Conradin auf, der sich nur zu gern aus der Enge seines Studierzimmers entführen ließ.

Mit seinen Landsleuten Anton von Salis, Adolf von Planta-Reichenau⁶⁹ und Leonhard Herold pflegte Moor keinen engeren Kontakt. Einmal besuchten sie ihn auf seinem Zimmer. Das dürfte die einzige Begegnung gewesen sein.

Es überrascht nicht, daß Moor von der preußischen Hauptstadt gründlich enttäuscht war. Er betrachtete Berlin als das «Grab aller Fidelität». Der Bursche verschwinde auf immer im «Gewühle», klagte er. Offenbar litt er unter dem unpersönlichen Leben und Getriebe der Großstadt, in welchem eine kleine Studentenpersönlichkeit mit jugendlich sprühendem Geist und Humor untertaucht und zu versinken droht. Als «Grab aller Fidelität»

⁶⁸ Henry Ernst Sigrist, *Große Ärzte*, München 1954, S. 273 ff. und S. 304–314.

⁶⁹ Adolf von Planta-Reichenau (1820–1895), Sohn des Obersten Ulrich von Planta, studierte in Berlin, Heidelberg und Gießen Naturwissenschaften. 1845 erlangte er die Doktorwürde mit «summa cum laude». Nach Studienreisen durch Norwegen, Frankreich, England und nach dem Orient kehrte er 1848 in die Heimat zurück, wo er im gleichen Jahr als Offizier einer Scharfschützenkompagnie die Bündner Grenze im Münstertal sichern half. 1851 verheiratete er sich mit Ursina von Muralt aus Bevers. – Adolf von Planta hat sich als wissenschaftlicher Begutachter der meisten Bündner Heilquellen einen Namen gemacht. Der Nollaschlamm wurde erstmals durch ihn untersucht. Seine besondere Liebe galt den Bienen und der Erforschung ihres Lebens. (Siehe Bündner Tagblatt 1895, Nr. 55 und 56.)

wurde Berlin noch aus einem andern Grunde bezeichnet. König Friedrich Wilhelm III. hatte von jeher eine große Abneigung gegen Studenten bekundet. «Das sorglose Spiel ihres Lebens, das Übersäumen ihrer Laune, ihre Ungebundenheit erschienen ihm wie Übergriffe, als eine Auflehnung gegen sein Regiment, vielleicht empfand er sich in der Enge seines Gemütes sogar als Gegenstand ihres Spottes», schreibt Ricarda Huch.⁷⁰ Der König wandte sich denn auch mit strengen Verfügungen, in welchen Gefängnisstrafen und körperliche Züchtigung angedroht wurden, gegen studentische Ausgelassenheiten. Im Juni 1840 starb zwar Friedrich Wilhelm III. Sein Sohn und Thronfolger, Friedrich Wilhelm IV., mißbilligte die Härte seines Vaters gegen die Studenten und ihre Burschenschaften; aber das Wissen um die eingeeengten Freiheiten wirkte noch längere Zeit nach, wenigstens bei Conradin von Moor.

Was half es ihm aber, wenn er in wildem Unbehagen als nächtlicher Ruhestörer auftrat? Die Polizei beschäftigte sich nicht mit seinem Leiden, und selbst eine Freikarte fürs Theater vermochte ihn nicht für das zu entschädigen, was er suchte. Ihm fehlte die Führung durch einen akademischen Freund. Bis zu seinem Eintritt in die Hochschule hatten ihn besorgte Berater begleitet: Seinem Großvater verdankte er die ersten Kenntnisse der lateinischen Grammatik. Der Vater überwachte die Fortschritte des Kantonschülers, und aus Angst vor gefährlicher Gesellschaft schickte er ihn nach Wetzlar. Dort übergab er ihn persönlich dem ausgezeichneten Pädagogen Axt, der mit weiser Kunst den begabten Studenten zu führen verstand. Moor ist ihm zeitlebens dankbar geblieben und hat ihn 1856 sogar als Paten für seinen Sohn Conradin gewählt.⁷¹ In Heidelberg genoß Moor erst einmal alle Vorzüge und Nachteile der akademischen Freiheit; und als er nach Berlin kam, wo er sein Studium nun ernstlich hätte beginnen sollen, da klagte er über mangelnde Fidelität und brütete über juristischen Lehrbüchern, während seine Kameraden die Kollegien oder die verschiedenen kulturellen Veranstaltungen der Stadt besuchten. Eine eigenwillige Arbeitsmethode, die Moor zweifellos als Autodidakt in Chur, nicht aber als Student an der Berliner Universität hätte anwenden sollen, ist ihm zum Verhängnis geworden.

Im März 1841 verließ Moor Berlin und damit seine akademische Laufbahn. Wie einst sein Vater, so wanderte auch er hoffnungsvoll, aber ohne Beruf, seiner bündnerischen Heimat zu. Suchte er dort den Meister, den er an der Hochschule entbehrt hatte? Ob er ihn suchte oder nicht, er fand ihn. Im Büro seines Vaters begann die eigentliche Lehrzeit. Er wurde aber nicht Advokat, sondern Historiker.

⁷⁰ Ricarda Huch, *Alte und neue Götter*, Berlin-Zürich 1930, S. 121.

⁷¹ Bürger Geburtsregister, Chur (1837–1875), Nr. 975.

In Chur

In Weinberge und Obstgärten eingebettet, träumte zu Anfang der 1840er Jahre die Bündner Hauptstadt einer Zeit des Umbruchs und des Aufschwungs entgegen. Mit seinen engen Toren und Gassen, wohl bewehrt von ehrwürdigen Wächtern, dem Hexenturm, Schelmenturm, Pulverturm und Keichenturm, hatte Chur noch durchaus das Gepräge eines mittelalterlichen Städtchens.

Immerhin waren vor einigen Jahren die grauen Stadtmauern mit ihren Schießscharten entfernt worden, um der Stadt ein freundlicheres Aussehen zu verleihen.¹ In den dunkeln Häusern und den schmutzigen Straßen aber war das Leben noch dasselbe geblieben, ein Leben, welches bedächtig und ruhig vor sich ging und etwa mit den Gewohnheiten der Seldwyler, wie sie uns Gottfried Keller schildert, zu vergleichen wäre.

Die Regenerationsbewegung der dreißiger Jahre, die in anderen Schweizerstädten die Parteileidenschaften entfesselt, hatte die Churer kaum berührt. Die fünf Zünfte der Schneider, Schuhmacher, Rebleute, Schmiede und Pfister sorgten für Ordnung in Arbeits- und Berufsstand und dienten insofern als politisches Instrument, als sie die Stadtväter aus ihrem Kreis erkoren. Im übrigen bildete eine gegen 400 Jahre alte, fast unverändert gebliebene Verfassung die Grundlage des politischen und wirtschaftlichen Lebens der Stadt. Erst 1840 erwachte der Wunsch nach einer Verfassungsänderung. Verschiedene Kaufleute verlangten die «Aufhebung des Innungszwanges und die Einführung einer unbedingten Gewerbefreiheit, die einzig noch durch Niederlassungsordnungen und polizeiliche Erlasse geschützt werden sollte».² Radikale Politiker forderten im gleichen Zuge eine Vereinfachung des Beamtenapparates, direkte Wahlen und Gewaltentrennung. Gegen den Widerstand der Konservativen, deren Wortführer Bundespräsident Christoph von Albertini, Johann Friedrich von Tschanner und Bundesstatthalter Theodor von Mohr waren, nahmen die Zünfte am 10. Juni 1840 die im Sinne der radikalen Forderungen revidierte neue Verfassung an. Damit hatten die seit 1464 bestehenden Zünfte ihre Auflösung beschlossen.

Es schien, als ob nach dem Lösen einer hemmenden Fessel der Entwicklung und dem Aufschwung der Hauptstadt nichts mehr im Wege stünde. Entwicklung, Zukunft verheißend war die neue Verfassung! Sie brachte individuelle und politische Freiheiten, die nicht mehr an Korporationen und deren Bestimmungen gebunden waren.

Während die Neuerer die Freude über das Errungene mit den Regenerationsfreunden in der übrigen Eidgenossenschaft teilten, verfolgte ein kleinerer Kreis von Konservativen diese Entwicklung mit äußerstem Argwohn. Christian Schmid hat in seiner Arbeit über Theodor von Mohr die Haltung

¹ Vgl. Aufsatz in der Festnummer des Bündner Tagblattes, 24. Juni 1949: «Chur vor 100 Jahren».

² Christian Schmid, Theodor von Mohr, S. 80.

der Altgesinnten trefflich aufgezeigt. Sie betrachteten den Bundesvertrag von 1815 und die Freiheiten, die man jedem einzelnen Ort zugestand, als die legitime, gottgewollte Ordnung. Wer sich ihr widersetzte, galt nicht nur als Feind des Gesetzes, sondern auch als Widersacher Gottes. –

In dieser Zeit des Umbruchs und der wachsenden Spannungen zwischen Konservativen und Radikalen kam der 22jährige Conradin von Moor nach Chur. Im väterlichen Haus an der Quader³, wo er sich niederließ, hatte er reichlich Gelegenheit, sich mit den Tagesfragen zu beschäftigen. Sein Vater stand als Stadtrat und Amtsvogt den politischen Ereignissen besonders nahe. Er verfolgte sie auch mit Leidenschaft. Der Groll über die Entrechtung der Zünfte war noch nicht verwunden, als in der Eidgenossenschaft ernsthafte Vorgänge Aufsehen erregten. 1841 erfolgte die Aufhebung der Klöster im Aargau. Die Reaktion im katholischen Lager blieb indessen nicht aus. Unter Luzerns Führung entstand 1844 ein Manifest der katholischen Stände, welches die Wiederherstellung der aargauischen Klöster forderte. Als weitere Demonstration erfolgte die Berufung der Jesuiten als Prediger und Lehrer nach Luzern. Aus dem politischen Konflikt war ein konfessionell-weltanschaulicher geworden. Junge Freischärler drangen von Zürich und Bern her wiederholt gegen das ultramontane Luzern vor. Hierauf schlossen sich 1845 die bedrohten Kantone zu einer «Schutzvereinigung», dem Sonderbund, zusammen, der schließlich 1847 mit Waffengewalt aufgehoben wurde.

Theodor von Mohrs Stellungnahme war eindeutig. Er betrachtete die Radikalen als «Rebellen», die «religiös den Unglauben, politisch die Anarchie» brachten.⁴ Er schalt sie Marionetten des Auslandes, Vertreter persönlicher und materieller Interessen und Feinde von Recht, Gesetz und Religion.

Es wäre reizvoll, die Haltung Conradin von Moors in diesem Kampf der Parteien festzustellen. Leider kann das nur in mangelhafter Weise geschehen. Während sein Vater die Gelegenheit wahrnahm, im Rat, im Freundeskreis, in Briefen und selbst in der Tageszeitung seiner politischen Überzeugung Ausdruck zu geben, schwieg sich Conradin beharrlich aus. Wohl pflegte er Freundschaften. Allein, er bewegte sich zu jener Zeit im Gegensatz zu seinem Vater nicht nur in einem engen Kreis politischer Gesinnungsgenossen. Da traf er sich öfters mit Anton Herkules und Peter von Sprecher, den Brüdern seines besten Freundes. Beide waren gegen Ende der 40er Jahre in städtischen Ämtern tätig. Während Peter von Sprecher (1816–1891) bis zum Ratsherrn emporstieg und als tüchtiger Kaufmann ein Speditionsgeschäft und später eine Schuhmagelfabrik betrieb, wandte sich Anton Herkules (1812–1866) der Wissenschaft zu. Er machte sich als Genealog einen Namen, wurde 1848 Ehrenmitglied der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich und leistete der Geschichtsforschenden Gesellschaft seines Heimatkantons jahrelang als Aktuar treue Dienste.⁵ Die Brüder Sprecher waren konservativ.

³ Heute = Ottostraße 19.

⁴ Chr. Schmid, Th. v. Mohr, S. 83.

⁵ Stammbaum Sprecher v. Bernegg, Chur 1936, S. 207 und 208.

Gute Bekannte Moors waren aber auch die Brüder Coaz. Peter Samuel (1819–1880) leitete die väterliche Eisenwarenhandlung und stand später als Oberstleutnant dem kantonalen Kriegskommissariat vor.⁶ Johann Coaz (1822–1918), der spätere eidgenössische Oberforstinspektor, teilte mit Moor die Freude am Wandern und Bergsteigen. Während des Sonderbundskrieges war er Stabssekretär des Generals Dufour.⁷

In Chur traf Conradin Friedrich Wassali wieder. Auch Georg von Sprecher aus Luzern, ein fröhlicher Mitschüler Moors in Wetzlar, zeigte sich oft im Haus an der Quader. Wassali und Sprecher bekannten sich begeistert zum Radikalismus. 1847 wünschten sie als Freiwillige am Krieg gegen den Sonderbund teilzunehmen. Mit sechs Gesinnungsfreunden fanden sie Aufnahme in der Kompanie Möli, die bei Steinhausen und Meierskappel ins Gefecht kam.⁸

Das waren die jungen Herren, mit denen Conradin von Moor häufig bei Arnold oder Lindenmayer saß. Bei einem Glas vortrefflichen Rheinweins besprach man die literarischen Neuerscheinungen, philosophierte oder erzählte sich die jüngsten Abenteuer mit den Schönen der Stadt. Ein ausgesuchtes Vergnügen, das man sich nicht entgehen lassen durfte, waren die Maskenbälle im Casino und die Maiensäßfahrten. Aber auch in der Donnerstagsgesellschaft, wo Professor Schällibaum, Rektor Hold und andere wissenschaftliche Arbeiten vorlasen, wurden die geweckten, strebsamen Herren erwartet und gern gesehen.⁹

Politik stand in Moors engstem Freundeskreis nicht im Vordergrund der Diskussion. Conradin selbst scheint sich überhaupt eines Urteils über die aktuellen Ereignisse enthalten zu haben. Wir finden weder in den Tageszeitungen noch in seiner Korrespondenz mit den Freunden J. A. v. Sprecher und Alfons v. Flugi ein politisches Glaubensbekenntnis. Das ist kein Zufall. Vielmehr ist dieses Stillschweigen und Abseitsstehen zutiefst in Moors Wesen und Weltanschauung begründet. Es wäre falsch, Moor Indifferentismus oder Zaghaftigkeit vorzuwerfen. Daß er die Auseinandersetzung mit politischen Vorgängen nicht umging und den Mut zu einem kräftigen Manneswort besaß, bewies er später mit seiner hinreißenden Darstellung der Bündnergeschichte.

Moor sei liebenswürdig, hilfsbereit, konzilient, sagen Sprecher und Flugi übereinstimmend. Flugi nennt ihn überdies den «Kaufmann», weil er einen ausgesprochenen Sinn für genaues und sauberes Arbeiten bekundete. Ferner war ihm eine bescheidene Zurückhaltung eigen, die menschlich wertvoll, aber bei der Ausübung seines Berufes als Advokat hemmend war. Moor gestand seinem Freund schon 1844, er taue nicht zum Advokaten, worauf ihn Sprecher beschwor und aufmunterte: «Lasse aber doch ja Deine Advokatur nicht laufen, und werde mir nicht Mehlhändler und Kornjude.»¹⁰ «Aber

⁶ Bündner Tagblatt, 1880, Nr. 48.

⁷ Freier Rätier, 1918, Nr. 208.

⁸ Vgl. Carl Schröter, Oberforstinspektor Dr. J. Coaz, Zürich 1919.

⁹ Brief J. A. v. Sprecher an Bruder Peter v. Sprecher, 1. September 1846, Bündner Monatsblatt 1932, Nr. 6, S. 175.

¹⁰ Sprecher an Moor, 11. September 1844.

kannst Du Dich denn nicht ermuthigen, ehe Du plaidirst? Ist es denn etwas so Gewagtes, vor ein Gericht hinzutreten, das zur Hälfte aus Schafsköpfen besteht? Stelle Dir vor, Du redest vor Kohlköpfen und rabulire, was das Zeug hält. Trink auch etwa ein Gläslein Bittern vorher. Lieber als Dich auf Mehl, Korn und Wein herumzuschlagen, und ein Jude zu werden, wollte ich doch bei Gott lieber eine Viertelstunde alle 8 Tage zittern.»¹¹

Nicht nur die Charakteranlage hinderte Moor daran, tatkräftig und geräuschvoll ins öffentliche Geschehen einzugreifen. Er hatte von Wetzlar her den Glauben an die Einsicht und Vernunft des Menschen mitgebracht. Parteigezänk war ihm zuwider, weil er es als Ausfluß von Egoismus, Geld- und Machtgier betrachtete. Parteiung brachte auf jeden Fall Unglück.¹² Der Weise stand jenseits der Parteien.

Und endlich darf nicht übersehen werden, daß sich der junge Moor wenig mit der Geschichte und den Einrichtungen seines Vaterlandes beschäftigt hatte. Es fehlten ihm somit die realen Grundlagen zu einer konstruktiven Mithilfe an der Erhaltung oder Entwicklung des Staatswesens. Moors Interessen lagen auf einem andern Gebiet. Er hatte sich schon als Gymnasiast auf die Zeit gefreut, wo er die lateinischen Dichter unbeschwert von Fußnoten lesen konnte. Jetzt, wo er ein freier Berufsmann war, konnte er sich dieses Vergnügen leisten. Er fühlte sich besonders zu den Elegikern Catull, Tibull und Properz hingezogen.¹³ Ihre Dichtung ist poetischer Ausdruck des Liebeserlebnisses. Catulls bedeutendste Gedichte sind aus einer großen Passion, seiner Liebe zu Lesbia, herausgewachsen. Eine der schönsten, vornehmsten und zugleich berüchtigtsten Römerinnen hat sich ihm geschenkt. Einer Göttin gleich ist sie ihm erschienen und hat sein Leben gänzlich gewandelt. Reines, erhebendes Glück, verzehrende Leidenschaft und trostlose Einsamkeit nach dem Abwenden der Geliebten sind die Erlebnisphasen, wie sie sich als echte Poesie in Catulls Gedichten spiegeln. Der Dichter rettet sich schließlich durch tiefe Selbstbesinnung aus Leiden und Resignation. Er muß von der langen Liebe ablassen, wie schwer es ihm auch fällt. Hilfe findet er bei vertrauten Freunden und endlich bei den Göttern, die er im Gebet also anspricht: «Nicht mehr suche ich das, daß jene wieder mich liebe, oder, was unmöglich ist, wünschte, noch ehrbar zu sein: selber gesund sein möcht' ich und frei von der ekelen Krankheit. O ihr Götter, gebt das frommer Gesinnung zu Lohn!»¹⁴

Ähnlich wie Catull betrachten auch Tibull und Properz die Geliebte als Herrin über das Glück. Von ihrem Wesen und Willen hängt Freude und Leid des Liebenden ab. Tibull ist mit Delia in glücklicher Liebe verbunden. Da erscheint die treulose Nemesis und hält ihn in Selbstsucht umstrickt.¹⁵

Moors enge Beziehungen zu den römischen Elegikern finden ihren Ausdruck im Briefwechsel mit seinen Freunden. Alfons von Flugi las in Moors

¹¹ Sprecher an Moor, 8. und 10. August 1844.

¹² Vgl. Moor II, 511, 724, 1089.

¹³ Flugi an Moor, Federspiel, S. 128/129, 116, 151.

¹⁴ Karl Büchner, Römische Literaturgeschichte, Stuttgart 1957.

¹⁵ Karl Büchner, Römische Literaturgeschichte, Stuttgart 1957, S. 343/344 und 350 ff.

Briefen Zitate aus Catull und Worte der Verehrung für diesen Dichter. Dadurch angeregt, öffnete er die Gedichtsammlung des Meisters, las und urteilte, der Catull sei «ein feiner Mann», «lieblich, zierlich sinnlich, ohne den Geist dabei zu verlieren, überhaupt, wie alle drei, Catull, Tibull, Properz, so ziemlich mein Mann».¹⁶ Seine Dichterseele schwang mit, so, daß er eine Auswahl Catullscher Poesie ins Deutsche übersetzte und unter dem Titel «Catullus, ein römischer Dichter, von A. v. F.» und versehen mit einer einfachen Dedikation an Conradin von Moor herauszugeben beabsichtigte.

Die römischen Klagelieder gefielen dem vorzüglichen Lateiner Moor nicht nur ihrer Sprache wegen. Sie brachten natürlich und echt die Gefühle zum Ausdruck, die Moor zutiefst bewegten. – «Auch Du bist gar nicht glücklich», schrieb ihm damals Andreas von Sprecher. «Daß es bei Dir zuweilen nicht golden und grün aussieht, seh' ich an Deiner Originalität, Deinem Hin- und Herflattern von einer Schönen zur Andern, Deiner Verachtung der Fama.»¹⁷

Wie Tibull mit Delia, so war Conradin von Moor in echter, reiner Liebe mit der Wetzlarerin «Dido» verbunden. Er hatte die Liebe in ihrer idealen Reinheit erfahren, und wie er in Chur wieder in ihren Besitz kommen wollte, ward er bitter enttäuscht. Wohl rissen sich die Mädchen um den lebhaften, intelligenten Moor, der so köstliche Reiseabenteuer zu erzählen wußte.¹⁸ Allein, jener harmonische Einklang der Seelen, welcher den Studenten Moor entzückt hatte, schien ihm auf ewig Erinnerung und nie wieder reales Erlebnis zu werden. «Du beschäftigst Dich täglich mit Wetzlarer Erinnerungen, und da taucht denn immer wieder jenes liebliche Bild (. . .) einer engelreinen, schönen Seele, wie sie nun einmal leider in unserer betrübten materiellen Zeit so selten, vor Dir auf, und alle Nebenmenschen erbleichen.»¹⁹ Das stellte J. A. von Sprecher fest, und Flugi sah sich veranlaßt, Moor energisch die Leviten zu lesen, weil dessen Urteil über die edelsten Beziehungen zwischen Mann und Frau lieblos und falsch sei. Wohl zerstöre die Ehe den «schönen Wahn», aber die Liebe bleibe bei dem, der seine Geliebte menschlich erkenne, der in ihr sowohl das Sterbliche als das Göttliche wahrnehme. «Unsinzig, wer da meint, nur einem Engel, der der irdischen Bürde frei sei, dürfe er seine Liebe schenken. . .»²⁰

Die Diskrepanz von Ideal und Wirklichkeit erfuhr Moor noch auf andere Weise. Er war von der Universität her in der heiligen Absicht nach Chur gekommen, nicht mehr «leeres Stroh zu dreschen», sondern seinem kleinen Vaterland zu dienen. Nun saß er im Büro seines Vaters, musterte staubige Akten, schrieb Prämienscheine der Feuerversicherung und bereitete sich auf Gerichtssitzungen vor, die er eigentlich verabscheute. Mit echtem Galgenhumor gestand er seinen Freunden, wie er im Begriffe sei, ein Spießbürger zu werden, dem Rheinwein und Tabak das Himmelreich bedeuten. – Moor

¹⁶ Flugi an Moor, Federspiel, S. 127, 128.

¹⁷ Sprecher an Moor, 15. 5. 1844.

¹⁸ Sprecher an Moor, Basel, 13./14. November 1844.

¹⁹ Sprecher an Moor, Basel, 13./14. November 1844.

²⁰ Flugi an Moor, Federspiel, S. 99.

erhob die Erfahrung zur Philosophie. Im Gegensatz zu Alfons von Flugi, der als Pantheist Gott und Welt als Einheit begriff, sah Moor die Erscheinungswelt von der geistigen getrennt.²¹ Erstere betrachtete er als das Prinzip des Vergänglichen, des Todes. Sie hält den Menschen gefangen, indem sie ihm im Genuß «irdischen Besitzes» Glückseligkeit verheißt. Faust war im Begriffe, diesen Weg zu gehen. Und von seinen Zeitgenossen erwartete Moor das Schlimmste, weil sie der wahren Liebe entfremdet, nur mehr sinnlichen Genüssen nachjagten.²² Das heilige Band, das den Menschen an den Menschen kettet, und das den Romantikern die zartesten Schilderungen und Gemälde entlockt hatte, schien ihm angesichts der Realität eitel Trug. Von hier aus verstand er Heinrich Heine, der in mutwilliger Zerstörung der schönsten Gemälde und zartesten Gefühle der Gegenwart die Wahrheit ins Gästebuch schrieb. «Ich bin überzeugt, dieser Dichter gefällt Dir besonders gut», sagte Flugi.²³

Indem er ihn an gleicher Stelle einen «Heinianer» nannte, ging er doch einen Schritt zu weit. Moor hielt nämlich der Erscheinungswelt mit aller Entschiedenheit das christliche Gottesreich des Geistes und der Wahrheit entgegen. Nur von dort her war Leben und damit Rettung zu erwarten. «Hätte ich nicht den Glauben am Jenseits gehabt, ich wäre imstande gewesen, die größten Verbrechen zu begehen, um in den irdischen Besitz der Geliebten zu kommen.»²⁴ Dieses Bekenntnis Moors zeigt neben dem Eingeständnis der menschlichen Schwäche die große sittliche Kraft, die aus der Quelle des Glaubens fließen kann. Ein puritanischer Zug ist unverkennbar. Er äußert sich noch deutlicher dort, wo sich Moor auf den Apostel Paulus und auf Friedrich Schiller beruft, um seine Ansicht zu erhärten, daß der Weg zur göttlichen, vereinenden Liebe nur über Entsagung führe. Paulus rate von der Ehe ab, und Schiller sage: «Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden – Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.»²⁵ Indessen ist diese letzte Äußerung nur insofern ernst zu nehmen, als sie die bittere Enttäuschung des Jünglings über den Verlust des «schönen Wahns» der Jugendliebe ausspricht.²⁶

Moors Schwanken zwischen Traum und Wirklichkeit, Geistigkeit und Sinnlichkeit, Phantasie und Wahrhaftigkeit, wie es sich in den Briefen seiner Freunde spiegelt, ist mehr als ein rein persönliches Erlebnis. Es ist ein Lebensgefühl, das, wie Emil Ermatinger sagt, «in dieser polaren Veranlagung geradezu den geistigen Grundgegensatz der Zeit, den Kampf zwischen Romantik und Realismus» in sich birgt.²⁷ Beim Zürcher Gottfried Keller waren aus einer analogen Spannung der seelischen Kräfte die schönsten Blüten der Dichtung herausgewachsen. Auch bei Conradin von Moor war das Innenerlebnis so stark, daß es nach künstlerischem Ausdruck drängte.

²¹ Flugi an Moor, 25. 1. 1845, Federspiel, S. 126.

²² Flugi an Moor, November 1842, Federspiel, S. 97.

²³ Flugi an Moor, November 1842, Federspiel, S. 98.

²⁴ In: Flugi an Moor, 17. 10. 1844, Federspiel, S. 123/124.

²⁵ Flugi an Moor, Neujahr 1843, Federspiel, S. 98–101.

²⁶ Vgl. Flugi an Moor, Neujahr 1843, Federspiel, S. 98.

²⁷ Emil Ermatinger, *Deutsche Dichter*, 2. Band, Frauenfeld 1949, S. 454/455.

Vom ersten literarischen Versuch Moors erhalten wir Kunde in einem Brief Sprechers vom 3. Februar 1842. Sprecher hatte mehrere Abteilungen einer autobiographischen Skizze, betitelt «Schülerliebe», gelesen und munterte Moor auf, diese Arbeit ja fortzusetzen. Obwohl noch einiges auszusetzen wäre, wie ein zu brüskes Abschließen der Handlung und die Vernachlässigung des Helden, der nur eine untergeordnete Rolle spiele, seien doch Szenen da, die zum besten gehörten, was Sprecher je gelesen habe. Einen tiefen Eindruck mache der Kontrast der religiösen Liebe und der «engelgleichen» Schönheit des Charakters der «Dido» zur übrigen Welt.

Auch Flugl erhielt einen Abschnitt der «Schülerliebe» zur Begutachtung. Er ist geradezu entzückt, wenn er Moor schreibt: «Deine prächtige Beschreibung jener romantischen Scene hat mich zu Thränen gerührt und überdies an die gefühlvollsten Schilderungen in den neumodischen Romanen erinnert.»²⁸

Romantisch, rührend, gefühlvoll sind Ausdrücke, die Moors erste Darstellung treffend kennzeichnen mögen. Die künstlerische Konzeption, wenn von einer solchen die Rede sein kann, lag offenbar in der Kontrastwirkung des engelgleichen Mädchenbildnisses zu seiner Umwelt, oder abstrahiert: vom Ideal zur Wirklichkeit. Von Originalität kann bei diesen Aufsätzen allerdings nicht die Rede sein. Flugl dachte bei der Lektüre der «Jugendliebe» an die neumodischen Romane. Nicht ohne Grund. Moor las damals nicht weniger begeistert als seine Freunde die Romane Sir Walter Scotts und erwärmte sich an den hohen sittlichen Idealen seiner Helden. Auch Hauff stand im Bücherregal, und besonderer Beliebtheit erfreuten sich die Erzählungen E. T. A. Hoffmanns. Hoffmann war lange Zeit Moors Lieblingsdichter. Keiner verstand es wie er, den grauen Alltag mit den bunten Farben der Phantasie zu übermalen. Und seine Neigung zum Wunderbaren übertrug sich auf Moor dergestalt, daß er in Parpan eine Hexe aufsuchte, die ihm die Geheimnisse seiner Zukunft aus der Hand las.

Ein näheres Eingehen auf die «Schülerliebe», wie auch auf die 1843 und 1844 entstandenen Skizzen «Balthasar» und «Neujahrsnacht» dürfen wir uns nicht erlauben, weil die Arbeiten leider nicht aufgefunden werden konnten. Flugl und Sprecher haben sich bemüht, für die «Schülerliebe» einen Verleger zu finden. Der Erfolg blieb aus. 1845 schickten zwei Leipziger Taschenbücher das Manuskript als unpassend zurück, und Flugl bemerkte dazu, die Arbeit sei vielleicht zu wenig objektiviert. «Wer die Geschichte nicht von Dir gehört hat, versteht diese Skizze nicht so recht; ich weiß nicht, ich kann unrecht haben.»²⁹ – Wenn auch keine weiteren Versuche zur Drucklegung unternommen wurden, erlebten die Skizzen doch noch eine «Ehrenrettung». Der alte Conradin von Moor zog sie um 1870 wieder ans Licht und fügte einzelne Abschnitte vielleicht unverändert in seine Autobiographie ein. Sie verleihen diesem kulturhistorisch sehr wertvollen Werk eine Frische und einen Glanz, wie sie nur echte Jugendpoesie ausstrahlen kann.

²⁸ Flugl an Moor, 15. Oktober 1842, Federspiel, S. 96.

²⁹ Flugl an Moor, 23. Oktober 1845, Federspiel, S. 143.

In unseren Tagen verfolgte Moors Tochter Anna³⁰ (1847–1943) die Spuren des «Studiosus Balthasar», ihres Vaters. Sie las seine Autobiographie – möglicherweise auch seine Skizzen aus den 1840er Jahren –, entnahm ihr einige kulturgeschichtliche Bilder und veröffentlichte sie als Aufsätze in der «Neuen Zürcher Zeitung» und im «Bündnerischen Haushaltungs- und Familienbuch.»³¹

³⁰ Über Anna von Moor siehe Einsendung von Eberhard Schircks in Neue Bündner Zeitung 1957, Nr. 302.

³¹ NZZ 1915, Nr. 270 und 301; Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch, 1936, 1937, 1938, 1939.

Die Geschichte

Conradin von Moor hatte seit seiner Rückkehr nach Chur im Frühjahr 1841 drei enttäuschende Erfahrungen gemacht. Er taugte nicht zum Advokaten; er langweilte sich beim Ausfüllen von Assekuranzscheinen, und er mußte schon recht früh den Weg verlassen, der zu schriftstellerischem Ansehen und Ruhm führt. Und trotzdem war der junge Moor keineswegs verzweifelt. Sein ewig reger Geist erging sich in Philosophie, in Literatur und endlich in ein Gebiet, das ihn vollkommen fesselte und seine ganze Kraft beanspruchte: die Geschichte.

Gewisse Beziehungen Moors zur Historie lassen sich schon früh feststellen. Als die Familie von Mohr noch im «Süßen Winkel» wohnte, verweilte der Knabe mit Vorliebe in der kleinen Porträtgalerie des elterlichen Wohnhauses. Damals schwärmte er für große Helden. David, Attila und Tamerlan, der Begründer des Zweiten Mongolenreiches, waren die bevorzugten Gestalten. – Wenige Jahre später zog er als Student durch deutsche Lande. Er jagte stets fernen Zielen entgegen und ließ sich nie von einem Theater, einer Oper oder einer Gemäldegalerie aufhalten. Er hielt sie, mit Flugi zu reden, nicht soviel wert als eine Pfeife Tabak. Wo aber abseits des Weges ein historisches Denkmal auftauchte, da trat Conradin hin. Große Taten der Vorfahren waren ihm eines stillen Gedenkens wert. Im Gymnasium las er aufmerksam die römischen Geschichtsschreiber, und unter den modernen Klassikern stand ihm Friedrich Schiller am nächsten. Wie gut kannte er «Maria Stuart», den Tell, den Wallenstein! Ohne Zweifel wird er auch Schillers begeisternde akademische Antrittsrede zum Thema «Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?» gründlich gelesen haben.

Als Heidelberger Student besuchte er Vorlesungen Johann Gottfried Schlossers über Weltgeschichte. Der Vortrag des berühmten Professors gefiel ihm zwar wenig. Es war offenbar nur das Interesse an der historischen Vergangenheit, das ihn in Schlossers Auditorium zog.

Eine eigentlich enge Beziehung zur Geschichte gewann Moor erst nach seiner Heimkehr 1841. In Chur arbeitete er Hand in Hand mit seinem Vater, der als der namhafteste Geschichtsforscher Graubündens galt.

Theodor von Mohr hatte auch schon in seiner Jugend den Weg zur Geschichte betreten. Damals schwärmte er mit Freunden an der Berner Akademie für den Aufstieg seines kleinen, gedemütigten Vaterlandes zu neuem Ansehen und Ruhm. Er kannte keinen sehnlicheren Wunsch, als die tätige Anteilnahme am Aufbau und Fortschritt seiner Heimat. Als Schüler Rousseaus glaubte er, daß der Mensch von Natur aus gut sei und daß man ihn durch Entfaltung seiner Anlagen dem glücklichen Naturzustand entgegenführen könne. Theodor v. Mohr erachtete die Erziehung als die vornehmste Lebensaufgabe. Als Mittel der Erziehung schien ihm keines geeigneter als das Studium der eidgenössischen Geschichte. Glühend verehrte er Johannes von Müllers Geschichte der Eidgenossenschaft und rühmte deren Einfluß auf die «Moralität des Menschen».¹ Seine Historie vermittelte die edlen Werte,

¹ Baggesen an Carisch, 14. Okt. 1812, s. Schmid, Th. v. Mohr, S. 49.

welche das Wohlergehen des Einzelnen und der Gesellschaft bestimmen. Wo zeigten sich Heldenmut, Opfersinn, Freiheitsliebe anschaulicher, als etwa in der Heldenzeit der alten Eidgenossen? Mohr gab das theologische Studium auf. Er wanderte in sein Heimatdorf Sûs, wo er sich bemühte, eine Bildungsanstalt zu gründen, eine Stätte also, wo er Jugendliche für edle Ziele begeistern konnte. Indessen sollten Mohr andere Wege zur Geschichte eröffnet werden. Er begegnete dem vielseitig begabten Johann Ulrich von Salis-Seewis, einem jüngeren Bruder des Dichters Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Johann Ulrich hatte sich, vom aufklärerischen Ideal einer enzyklopädischen Bildung ausgehend, mehr und mehr der Geschichte als einer Fachwissenschaft zugewandt. Er begann mit der Lektüre lateinischer Autoren und arbeitete nebenbei für Johannes v. Müller, dem er Quellen zur Bündnergeschichte besorgte. Die Beschäftigung mit Urkunden und Chroniken führte ihn schließlich zur Einsicht, daß nur ein sorgfältiges Quellenstudium zur geschichtlichen Wirklichkeit und Wahrheit führe. Er ließ historische Aufsätze erscheinen, die den Leser weder begeistern noch belehren sollten. Sie stellten nüchtern und klar Tatsachen fest. Das Ziel seiner Forschungen sah v. Salis in einer äußerst wahrheitsgetreuen Darstellung der Bündnergeschichte. Dazu war aber eine möglichst lückenlose Sammlung der bündnerischen Geschichtsquellen notwendig. Salis scheute die Mühe nicht, dieses Werk in Angriff zu nehmen. Auf der Suche nach Mitarbeitern fand er den Theologiestudenten Theodor v. Mohr, der ihm begeistert seine Hilfe zusagte. So betrat Mohr den Weg zu den Quellen der Geschichte. Zwar las und exzerpierte er weiterhin Müllers Werke. Er studierte sowohl die antiken Schriftsteller wie auch Heinrich Zschokkes Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit; aber mehr und mehr verzichtete er auf die Auszüge und erstellte Exzerpte aus den Werken der Chronisten und Abschriften von Urkunden.² Damit begann er mit eigenen, wenn auch vorerst recht unsicheren, hilflosen Forschungen. Christian Schmid stellt fest: «Der Müllersche Enthusiasmus beginnt zu schwinden. Es bleiben die Liebe zur Geschichte und der Wille zur unbedingten Wahrheit.»³

Zehn Jahre nach dem Tode J. U. v. Salis' griff Mohr dessen begonnene gewaltige Arbeit, das Sammeln der Materialien zu einer Geschichte Rätians wieder auf. Ein solches Werk konnte allerdings nur in Gemeinschaftsarbeit fortgeführt und erfolgreich vollendet werden. Mohr führte in der Folge mit historisch Interessierten häufig Besprechungen, und am 27. März 1826 schickten er und Kantonsschullehrer Georg Wilhelm Röder an dreißig Männer im Kanton eine Einladung zur Gründungsversammlung einer Geschichtsforschenden Gesellschaft Graubündens.⁴ Am 21. Mai abends war die Gründung beschlossen und der Vorstand des Vereins bestellt. Landammann Heinrich von Gugelberg war Präsident, Oberstlieutnant Ulrich v. Planta

² Vgl. Schmid, Th. v. Mohr, S. 52 ff.

³ Vgl. Schmid, Th. v. Mohr, S. 59.

⁴ Moor und Kind, Rätia, 2. Jahrgang, 1864, S. 2. Friedrich Pieth, Übersicht über die Geschichte der Geschichtsforschenden und Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden in JHGG 1938, S. 2.

Vizepräsident, Professor Georg Wilhelm Röder erster und Bundesstatthalter Theodor v. Mohr zweiter Sekretär. Die Gesellschaft setzte sich zum Ziel, «die Geschichte des Vaterlandes in allen ihren Verzweigungen zu erforschen und zu bearbeiten».⁵ Vorerst galt es, die im In- und Ausland weit verstreuten Materialien zu sammeln und zu ordnen. Der Arbeitsplan sah die Anlage eines möglichst vollständigen Repertoriums der handschriftlichen und gedruckten Urkunden zur Geschichte Bündens vor. Man wollte die Urkunden je nach ihrer Wichtigkeit nur registrieren, in Auszügen festhalten oder wörtlich kopieren. Die geordnete Sammlung sollte den Codex diplomaticus der Gesellschaft bilden. Nicht weniger wünschbar erschien das Zusammentragen wichtiger Privatkorrespondenzen, die sowohl über das Staatsleben als über einzelne Männer Aufschluß gaben. Freunde der klassischen Literatur waren eingeladen, die Stellen aus den Schriftstellern des Altertums zu sammeln und zu kommentieren, welche sich auf die Geschichte unseres Landes beziehen. Gleiche Arbeit war auch in bezug auf die mittelalterlichen Chronisten zu leisten. Endlich regte man die Sammlung von Inschriften und älteren sowie neueren Geschichts- und Hochgerichtsstatuten an.

Einzelne Mitglieder mochten Zeit für kleinere Nebenarbeiten finden. Man empfahl ihnen, geographisch-topographische und statistische Beschreibungen einzelner Landesteile zu verfassen, Berichte über Naturereignisse zu schreiben oder kulturhistorische Nachrichten über Straßen, Denkmäler, Inschriften, Münzen, Bergwerkversuche, charakterisierende Prozesse zu geben. Sagen und Volkslieder sollten gesammelt werden. Außerdem legte man Wert auf Stammregister älterer Geschlechter und Biographien merkwürdiger Männer. Und endlich dachte man an Darstellungen einzelner Zeitabschnitte und Begebenheiten der vaterländischen Geschichte.⁶

Von einem eigentlichen Vereinsleben innerhalb der «Geschichtsforschenden» konnte nicht die Rede sein. Die wenigen Sitzungen, die jeweils auf die Zeit der Churer Märkte, später der Großratssitzungen, festgelegt wurden, dienten fast ausschließlich zur Mitteilung über die bisherige Sammeltätigkeit und Aufmunterung der Mitglieder zu unentwegtem Mitwirken. Von Vorträgen sah man bewußt ab und blieb damit dem eigentlichen Zweck des Vereins, der Sammlung des Materials, treu.

Den Männern, die mit frommem Eifer vergessene und verstaubte Archive aufsuchten und in selbstloser Hingabe im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes Urkundenschätze hoben, registrierten und so vor dem Untergang bewahrten, gebührt Dank und Anerkennung. Ihnen verdanken wir den Besitz höchst wertvoller Bücher- und Handschriftenbestände der Kantonsbibliothek und des Staatsarchivs.⁷ Und sie bereiteten, wie es ihre Absicht war, den Weg für eine großangelegte Darstellung der Bündnergeschichte, wie sie 1874 Conradin v. Moor und 1945 Friedrich Pieth vollendete.

⁵ Th. v. Mohr, Bericht über Stand und Gang der Geschichtsforschenden Gesellschaft, Chur 1829, S. 4.

⁶ Th. v. Mohr, Bericht über Stand und Gang der Geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden, Chur 1829, S. 6–9.

⁷ Vgl. Rudolf Jenny, Archivgeschichte, Chur 1957, S. 290 ff., insbesondere Anmerkungen.

Der rührigste Sammler war Theodor v. Mohr. Durch sein Beispiel spornte er verschiedene Mitglieder der «Geschichtsforschenden» zu unermüdlicher Tätigkeit an und ließ sie dabei einen Hauch jenes Geistes verspüren, der ihm selbst die Erkenntnis gab, daß sein berufliches Wirken beinahe fruchtlos, die historischen Arbeiten hingegen von bleibendem Wert seien. Mohr war Romantiker, wenigstens was sein Verhältnis zur Geschichte betrifft.⁸ Er gehörte jener Generation an, welche die Härte des Lebens in besonderem Maße zu spüren bekommen hatte. Bis 1814 belasteten die napoleonischen Heere unseren Kontinent. Sie brachten Teuerung und Elend. Und wer sich glücklich ins Reich des Geistes flüchten und höhere Schulen besuchen konnte, geriet nicht selten in die enttäuschende Atmosphäre eines zu Dogmen erstarrten Rationalismus hinein. Mohr war es auf der Berner Akademie so ergangen. Da suchte er, wie so viele seiner Zeitgenossen: Gelehrte, Politiker, Künstler und Historiker, sein geistiges und seelisches Heim in der Vergangenheit. Mit Eichendorff zu reden, spannte auch seine Seele

«weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.»⁹

In zauberhaftem Lichte hatte ihn Johannes v. Müller die Vergangenheit erleben lassen, und je mehr er sich mit Geschichte beschäftigte, um so gegenwärtiger wurde ihm die Vergangenheit. Sie wurde ihm Erinnerung, Gegenwartserlebnis. So erwachte in ihm das historische Bewußtsein, welches die Gegenwart aus einer reichen Vergangenheit herauswachsen sieht, mit der sie unlösbar verknüpft bleibt. Das Gefühl für das organische Wachsen und Werden in der Geschichte wirkte in ihm so stark nach, daß er nur den als wahren Staatsmann betrachtete, der die Geschichte seines Volkes kannte.¹⁰ Nur der Historiker konnte im Geiste der Vergangenheit und somit als Werkzeug des göttlichen Willens handeln.

In diesem Geiste wirkte Theodor v. Mohr als konservativer Politiker und fleißiger Urkundensammler. Und diesen Geist wollte er seinem Sohn Conradin vermitteln, der 1841 nicht minder enttäuscht die Universität verlassen hatte, als er seinerzeit die Berner Akademie.

Conradin v. Mohr traf also seinen Vater mitten in angestrengtester Arbeit an. Außerhalb seiner Tätigkeit als Advokat und Staatsmann suchte er bei jeder Gelegenheit Gemeindearchive oder private Sammlungen auf, um nach wertvollen Dokumenten zu forschen. Seine Dokumentensammlung durfte sich bereits sehen lassen; hatte er doch die Bestände des bischöflichen Archivs zu Chur und die der Klosterarchive zu St. Luzi, Churwalden, Münster und Cazis durchgesehen. Und als Präsident der Geschichtsforschenden Gesellschaft, der er von 1833–1849 vorstand, hatte er wertvolle Mitteilungen über den Inhalt vieler Gemeindearchive erhalten.¹¹

⁸ Vgl. Schmid, S. 124/125, und Jenny, Archivgeschichte, S. 288 ff.

⁹ Joseph v. Eichendorff, «Mondnacht».

¹⁰ Schmid, Th. v. Mohr, S. 125.

¹¹ Schmid, Th. v. Mohr, S. 92.

Außerdem erreichte ihn in jenem Zeitpunkt die Einladung Johann Caspar Zellwegers aus Trogen zur Gründungsversammlung der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft. In ihrem Schoße warteten ihm große und wichtige Aufgaben. Die Gesellschaft beabsichtigte, nach dem Plan Zellwegers ein «Archiv für schweizerische Geschichte» herauszugeben, ein Organ, das Abhandlungen, Akten und Briefe, Antiquarisches, Besprechungen der schweizerischen Jahresliteratur und ferner Regesten enthalten sollte.¹² Theodor v. Mohr übernahm die Hauptredaktion der Regesten und damit die Aufgabe, die eingereichten Manuskripte zu korrigieren und für die Drucklegung vorzubereiten. Später mußte er sogar für Mitarbeiter sorgen, was ihm nicht leicht fiel. Wo waren Leute zu finden, die außer der Begeisterung die Fähigkeit einer exakten und kühlen Kritik besaßen und die Willens waren, in ungeheizten, schlecht beleuchteten Gewölben ungeordnete Pergamente zu entziffern? Als das Werk infolge Mangels an fertigen Arbeiten ins Stocken geraten wollte, leistete der unermüdliche Meister einen eigenen Beitrag, indem er die Urkunden des Klosters Disentis registrierte und seinen Sohn veranlaßte, die Regesten über die Talschaft Schanfigg zu bearbeiten.¹³

So fand Conradin v. Moor bei seiner Heimkehr ein überaus reiches väterliches Arbeitsfeld vor. Er betrat es anfangs etwas zaghaft und unentschlossen. Was Wunder! War er doch weder Historiker noch Diplomatiker. Und zu den Bestrebungen einer geschichtsforschenden Gesellschaft hatte der junge Philologe, Jurist und Philosoph eigentlich gar keine Beziehungen. Er mußte sich vorerst wie ein Lehrling in seiner ersten Werkstatt umsehen, Werkzeug und Material prüfen, um dann mit einer Arbeit zu beginnen, die seinem Können angemessen schien. Zweifellos hat Theodor v. Mohr seinen Sohn zuerst zu den Chronisten gewiesen. Sie bieten dem Laien den geeigneten Stoff zur Einführung in die Geschichte. Dank seiner klassischen Bildung vermochte Conradin mühelos die lateinischen Texte eines Ulrich Campell, Fortunat von Juvalt oder Fortunat Sprecher v. Bernegg zu lesen. An Fleiß und Ausdauer fehlte es ihm nicht. So fand er an Hand der Chronisten Eingang in eine lebendige historische Welt, in eine Wirklichkeit, die mit ihrer Bewegtheit den Geschichtsschreibern die Impulse zur Darstellung der denkwürdigsten Ereignisse gegeben hatte. Moor war ergriffen, wenn er Campells Berichte «über jene gewaltige Tat auf dem Gebiete des Geistes, die Reformation . . .» las und begeistert, wenn er hörte, wie in Zeiten wilder Kämpfe und Wirren «Menschen gebildet werden, welche zur Übernahme der hervorragendsten Rollen bestimmt sind».¹⁴

Theodor v. Mohr verfolgte eine bestimmte Absicht, wenn er seinen Sohn auf die Denkwürdigkeiten und Chroniken des 16. und 17. Jahrhunderts und auf ältere Historiographie aufmerksam machte. Man hatte bis anhin die Bedeutung der Urkunden als Geschichtsquellen zu einseitig hervorgehoben. Wollte man aber eine vollständige Sammlung der Quellen anstreben, wie es

¹² 1844 wurde beschlossen, die Publikation der Regesten getrennt vom «Archiv» erfolgen zu lassen. Bis 1854 wuchs das Werk zu zwei stattlichen Bänden an.

¹³ Schmid, Th. v. Mohr, S. 103/104.

¹⁴ Moor II, 979.

der Arbeitsplan der Geschichtsforschenden Gesellschaft vorsah, dann mußten auch Chroniken, Schilderungen und Beschreibungen denkwürdiger Ereignisse und Zeitabschnitte, Biographien und Memoiren gesammelt und bearbeitet werden. Theodor v. Mohr traute seinem Sohn die Fähigkeiten zu, diese Riesenarbeit zu übernehmen, um so mehr, als er ein tüchtiger Lateiner war und in kleineren schriftstellerischen Versuchen eine leichte Feder geführt hatte.

Und schließlich hoffte Mohr, mit der Edition von chronikalischen Schriften, von Jahrzeitbüchern, Urbarien und historischen Abhandlungen einen größeren Leserkreis ansprechen zu können, der durch finanzielle Mithilfe die weitere Forschungsarbeit unterstützen werde.¹⁵

Die Arbeitsziele, Wünsche und Hoffnungen des Vaters wurden auch bald die des Sohnes. Im Herbst 1844 schrieb er seinem Freund Sprecher nach Basel, er werde den Juvalta übersetzen und herausgeben.¹⁶ Die Lebensaufgabe war gefunden. – Wer war Fortunat von Juvalta?¹⁷ Er entstammte einem alten bündnerischen Ministerialengeschlecht und wurde am 19. August 1567 in Moors Heimatort Süs geboren. Mit 15 Jahren bezog er die Schule St. Anna zu Augsburg. Es traf sich, daß er damals die Großen des Reiches, voran Kaiser Rudolf II., zu sehen bekam, da im Sommer 1582 in Augsburg der Reichstag versammelt war. Nach zwei Jahren kehrte er in die Heimat zurück, weilte bis 1586 am Hofe seines mütterlichen Oheims, des Fürstbischofs Peter Raschèr, in Chur und begab sich hierauf für zwei Jahre ins Jesuitenkollegium nach Dillingen. Dort schloß er, ohne dem reformierten Glauben untreu zu werden, seine klassischen Studien ab. Nach seiner Heimkehr 1588 trat Juvalta in den öffentlichen Dienst und brachte es dank seiner Bildung, seiner Kenntnisse der bündnerischen Zustände und seiner geschäftlichen Gewandtheit zum Staatsmann und Gesandten. Ohne der herrschenden Korruption zu verfallen, verfolgte er ehrlich und unbestechlich eine leidenschaftsfreie Politik. Wenn er stets für die Aufrechterhaltung der Beziehungen mit Mailand und Spanien eintrat, so sah er darin die einzige Gewähr für die Wohlfahrt und Erhaltung seines Vaterlandes. Diese Politik trug ihm die Feindschaft der venezianischen Partei ein, die ihn 1618 vor das Strafgericht nach Thusis zitierte und zu einer Buße von 400 Kronen verurteilte. Im Alter von 82 Jahren schrieb Juvalta seine «*Commentarii vitae*». Sie sind nach Georg v. Wyß' Urteil in elegantem Latein verfaßt und lassen «keineswegs einen lebenssatten Greisen als Darsteller vermuthen».¹⁸ Lebendig, wahrheitsgetreu, unbefangen und von unerschütterlichem Gottvertrauen erfüllt, erzählt Juvalta seine bewegten und schicksalsreichen Erlebnisse als Diener des Vaterlands. Seine Berichte sind sehr wertvoll. Sie machen den Historiker sowohl mit hervorragenden Personen als mit der verworrenen und ränkevollen bündnerischen Politik zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges vertraut.

¹⁵ Vorrede Mohrs zu Juvalts Denkwürdigkeiten.

¹⁶ Sprecher an Moor, Basel, 2. 10. 1844.

¹⁷ Zur Biographie siehe: Fort. v. Juvalta, Denkwürdigkeiten, Ausgabe Mohr, Chur 1848; C. v. Moor, Bündnergeschichte, S. 987–989; Christian Kind in Allgemeine deutsche Biographie, Bd. XIV, S. 761, 762; Georg v. Wyß, Historiographie, S. 269/270.

¹⁸ Georg v. Wyß, Historiographie, S. 270.

Als erster würdigte Pfarrer Peter Dominicus Rosius à Porta in seiner Reformationsgeschichte die Verdienste Juvaltas, den er als höchst glaubwürdigen und besten Zeugen der Ereignisse seiner Zeit pries.¹⁹ Das gleiche Lob spendete Gottlieb Emanuel von Haller, der Sohn des großen Naturforschers, in seiner «Bibliothek der Schweizergeschichte». Er nannte Juvaltas Erzählung außerdem «gründlich, geschickt und unpartheiisch».²⁰ 1781 erschien in Ulm eine erste Übersetzung der Juvaltaschen Biographie von Heinrich Ludwig Lehmann.²¹ Der Übersetzer ließ sich bei seiner Arbeit von der Absicht leiten, der jungen Generation Gemeiner Drei Bünde einen weisen und tugendhaften Mann vorzustellen, dessen vorbildliches Handeln zur Nachahmung anregen sollte. Außerdem wollte er damit einen kleinen Beitrag zur Erforschung der rätischen Geschichte und zu einer wünschbaren pragmatischen Darstellung derselben zuhanden der Schuljugend leisten. Er widmete seine Arbeit dem Hauptmann und Podestà Scipio von Juvalta, einem «Gönner und Freund».²² Lehmanns Eifer und seine Bemühungen um Bildung und Wissenschaft sind aner kennenswert. Leider schrieb er einen kaum lesbaren Stil, und seine Übersetzung ist voller Fehler, die auf die schlechte Abschrift des verwendeten Originals und auf lückenhafte Ortskenntnis des Übersetzers zurückzuführen sind. Lehmanns Arbeit konnte somit kaum seiner Zeit genügen.

Umsomehr erachtete es Conradin v. Moor als seine Aufgabe, «eine neue, selbständige, in zeitgemäßem Gewande dargebotene Übersetzung» vorzulegen.²³ Er hatte von Anfang an den Vorteil, eine gedruckte Ausgabe der «Commentarii vitae» vor sich zu haben. Sie verdankte er Kantonsschullehrer Luzius Hold, dem es gelungen war, fünf verschiedene Abschriften und eine romanische Übersetzung der «Denkwürdigkeiten» aufzufinden. Die Schriftstücke waren mit Ausnahme eines Exemplars²⁴ recht unvollständig und ungenau kopiert. Hold hatte sie sorgfältig miteinander verglichen, um 1823 eine Ausgabe der «Commentarii vitae» in Druck legen zu lassen, die wohl dem unauffindbaren Original sehr ähnlich sieht.

1848 erschien im Verlag von Georg und Leonhard Hitz in Chur die erste Lieferung des Archivs für die Geschichte der Republik Graubünden. Sie enthielt die neue Übersetzung der Denkwürdigkeiten und den Codex diplomaticus. Der Herausgeber, Theodor von Mohr, äußerte mit seinen begleiten-

¹⁹ à Porta, *Historia reformationis*, Bd. II, S. 196 und 260. Vgl. dazu: Vorrede zu Heinrich Ludwig Lehmanns Übersetzung der Denkwürdigkeiten, Ulm 1781 und Moors Vorwort zu Juvaltas Denkwürdigkeiten.

²⁰ Vgl. Moors Vorwort zu Juvaltas Denkwürdigkeiten. Haller, *Bibliothek der Schweizergeschichte*, Bern 1784–1787, Bd. IV, S. 447, Bd. V, S. 214.

²¹ Heinrich Ludwig Lehmann von Detershagen bei Magdeburg war in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts Hauslehrer in der Familie v. Jecklin in Rodels; später Lehrer in Büren (Bern).

²² Heinrich Ludwig Lehmann, *Fortunat v. Juvalta, Beschreibung der Geschichte Gemeiner Drei Bünde von 1592–1649*, Ulm 1781.

²³ C. v. Moors Vorwort zu Juvaltas Denkwürdigkeiten.

²⁴ Schriftstück, das damals im Besitze des Herrn Peter v. Juvalta in Fürstenau war. Vgl. Moors Vorwort zu Juvaltas Denkwürdigkeiten.

den Worten Freude und Hoffnung. Gerne kam er dem lange gehegten Wunsche der Geschichtsfreunde nach einer möglichst vollständigen Herausgabe der bündnerischen Urkunden entgegen. Er hoffte aber gleichzeitig auf ihre tätige Unterstützung und bat das Publikum um freundliche Teilnahme an seinem vaterländischen Unternehmen.

Das Echo war enttäuschend. Die Tageszeitungen würdigten die Neuerscheinung mit keiner Notiz. Im breiteren Publikum war für Mohrs Archiv kaum ein Interesse festzustellen. Wer hatte im bewegten Jahr 1848 Lust und Muße, sich eine Urkundensammlung oder die Denkwürdigkeiten eines längst Verblichenen anzusehen? Wenn man sich schon für Geschichte interessierte, dann wandte man sich den Ereignissen des letzten Jahrzehnts zu, den Klosteraufhebungen im Aargau, der Jesuitenfrage, dem Sonderbundskrieg. Und noch lieber diskutierte man die brennendsten Tagesfragen um die Schaffung des neuen Bundesstaates und die Bestellung der Behörden. Außerdem brachten die Tageszeitungen unter Schlagzeilen aufregende Berichte über die Revolution in Frankreich und Deutschland, über Aufstände in Italien und Ungarn. Ein fortschrittsgläubiger Liberalismus brach sich Bahn. Mit seinen Forderungen nach individueller und politischer Freiheit, nach Einheit und materieller Wohlfahrt bewegte er den Bürger weit mehr als das Archiv eines Geschichtsforschers. Theodor v. Mohr mußte sich mit dem Beifall seiner Mitarbeiter und etlicher schweizerischer und ausländischer Historiker begnügen. Conradin erhielt einige aufmunternde Zeilen von Johann Andreas v. Sprecher aus Thalheim, des folgenden Inhalts: «Deinen Juvalta habe ich nicht nur durchgelesen, sondern bei einer Arbeit benutzt. Mir scheint es eine sehr fließende, angenehm zu lesende Übersetzung zu sein, durch die nun der interessante Geschichtsschreiber weit genießbarer geworden als im lateinischen Text. Man liest jetzt ohnehin nicht mehr gerne Lateinisches, bei der Überfülle des zu Lesenden. Auch Gelehrte werden Dir für Deine Mühe großen Dank wissen. Da ich die Übersetzung nicht mit dem Original vergleichen kann, so kann ich nur über den Styl urtheilen.»²⁵ Was den Stil betrifft, hat Sprecher zweifellos richtig geurteilt. Die Moorsche Übersetzung liest sich heute noch angenehm; sie durfte zur Hoffnung berechtigen, sowohl vom Fachmann als vom Laien gewürdigt zu werden. Die Anmerkungen umfassen einfache Sacherklärungen und Ergänzungen, die vorwiegend den Chroniken von Sprecher und Anhorn, den Memoiren und Briefen Rohans und der Reformationgeschichte à Portas entnommen sind. Moor hatte damals schon die chronikalischen Quellen Bündens über die Zeit der Wirren gründlich studiert. Er brachte sie im vollen Vertrauen auf die Wahrheit ihrer Aussage in Anwendung – ein Vorgehen, das ihm eine streng kritische Schule nicht gestattet hätte.

Endlich sei noch auf eine kleine Merkwürdigkeit hingewiesen. Sieben Anmerkungen zu den Denkwürdigkeiten stammen von Theodor v. Mohr. Conradin grenzte sie von seinen eigenen mit aller Deutlichkeit ab, indem er sie mit dem Zeichen «A. d. H.» (Anmerkung des Herausgebers), seine An-

²⁵ Sprecher an Moor, Thalheim, 28. 12. 1850 (Archiv J. v. Sprecher, Jenins).

merkungen aber mit «A. d. U.» (Anmerkung des Übersetzers) versah. Das mag als eine kleinliche Spielerei erscheinen. Es ist jedoch der Ausdruck des Selbstbewußtseins eines jungen Historikers, der seine Leistung klar abgegrenzt wissen will und der unter allen Umständen dem Vorwurf vorbeugen möchte, er habe sich mit fremden Federn geschmückt.

Das Jahr 1848 stand für die Eidgenossenschaft im Zeichen des Aufbruchs und Fortschritts. Die Bundesreform – eine eigene starke Leistung – gab dem Einzelnen wie dem ganzen Volk jene Kräfte frei, die nach Aufbau und Entwicklung auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet drängten. Wie die Eidgenossenschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine Epoche reichster Tätigkeit eröffnete, so leitete Moor zur gleichen Zeit durch die Veröffentlichung zweier eigener Arbeiten den fruchtbarsten Abschnitt seines Lebens ein. Außer den Denkwürdigkeiten erschienen unter dem Patronat der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft die Regesten der Landschaft Schanfigg. Mit dieser Arbeit trat Moor in die Reihen der schweizerischen Geschichtsforscher ein. Zu den Geschichtsfreunden mochte man ihn schon 1841, bei seinem Eintritt in die Schweizerische «Geschichtsforschende», gezählt haben. Durch seinen Beitrag verschaffte er sich aber das Ansehen eines aktiven Mitarbeiters an der Erforschung der vaterländischen Geschichte. Die Anregung dazu gab zweifellos sein Vater, der als Hauptredaktor der schweizerischen Regesten stets bestrebt war, tüchtige und zuverlässige Mitarbeiter zu finden. Seinen Sohn Conradin kannte er als gelehrigen und ausdauernden Schüler. Er hatte ihn selbst mit der Kunst des Diplomatikers vertraut gemacht, und seit Jahren schon arbeitete Conradin in aller Stille an der Sammlung bündnerischer Urkunden mit. 1844 hatte ihm diese Mithilfe den schmeichelhaften Titel eines «Geschichtsuppleanten» eingetragen.²⁶ Als Gehilfe des Vaters gewann er einen einmaligen Einblick in die Urkundenbestände Bündens.

Im Bestreben, seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, übernahm er die Bearbeitung der Schanfigger Regesten. Die größte Arbeit war die sorgfältige Überprüfung der väterlichen Urkundensammlung, die 1848 beinahe den heutigen Umfang von 29 Bänden mit über 8000 chronologisch geordneten Dokumenten aufwies. Ferner mußten alle Bestände durchgesehen werden, die Urkunden über das Schanfigg enthalten mochten, so etwa Matthias Burglehners «Rhetia Austriaca»²⁷, Ambrosius Eichhorns «Episcopatus Curiensis», die Englersche und die Hallersche Dokumentensammlung. Endlich fand er Urkunden in den Gemeindearchiven von St. Peter und Langwies, im Stadtarchiv Chur und im Pfrundarchiv zu Bendern.

Conradins Sammlung umfaßt 100 Auszüge von Urkunden, die in die Zeit zwischen 841 und 1749 fallen. Sie wurden nach Vorschrift der Redaktion mit Nummern und Daten sowie mit Angaben über Siegel, Standort und eventuelle Abschriften versehen. 1850 erschienen die Regesten der Landschaft

²⁶ Anrede eines Briefes Sprechers an Moor.

²⁷ Bericht Burglehners an den Erzherzog Leopold von Österreich über die Rechte und Besitzungen Österreichs in Bünden (Staatsarchiv Graubünden B 1566).

Schanfigg im Verlag von Georg Hitz in Chur.²⁸ Der Bearbeiter begleitete die Sammlung mit einer schwungvollen geographisch-topographischen Beschreibung der Talschaft Schanfigg und stellte damit seine Arbeit in einen lebendigen Rahmen.²⁹

Die Arbeit an den Schanfigger Regesten und die Hilfe, die Conradin seinem Vater bei der Edition der Bündner Geschichtsquellen leistete, war für den jungen Historiker bedeutungsvoll. Einerseits konnte er später wie kaum ein zweiter Geschichtsschreiber Bündens aus vollen Quellen schöpfen, und andererseits sollte er dafür bestimmt werden, nach dem Tode seines Vaters die Edition der Mohrschen Urkundensammlung fortzusetzen. Dieser Auftrag ging von der Geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden aus. In Fortsetzung des väterlichen «Archivs» und – nach dessen Eingehen – im Jahrbuch «Rätia» ließ Conradin die Urkunden der Jahre 1218 bis 1400 erscheinen. Der III. Band des Codex diplomaticus konnte 1861, der IV. 1865 veröffentlicht werden.

Die vier Bändchen haben den Geschichtsschreibern während Jahrzehnten beste Dienste geleistet und wurden bis in unsere Tage hinein in ungezählten Fußnoten erwähnt. Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts begann das von Frau Dr. E. Meyer-Marthaler und Franz Perret bearbeitete Bündner Urkundenbuch zu erscheinen. Es ist eine vorzügliche Gemeinschaftsarbeit der Historiker, Juristen und Philologen. Die Initiative zur Schaffung dieses gediegenen Werkes ging von der Historisch-antiquarischen Gesellschaft aus, welche eigentlich schon Jahrzehnte vorher die Notwendigkeit eingesehen hatte, den Mohrschen Codex zu ergänzen und zu ersetzen.

Es wäre unrichtig, wenn man den Codex diplomaticus am heutigen Urkundenbuch messen wollte. Abgesehen davon, daß Theodor und Conradin v. Mohr keine großzügige Subvention des Kantons genossen, wie etwa später die Schöpfer des Bündner Urkundenbuches, standen ihnen weder Philologen zur Seite noch war es ihnen möglich gewesen, historische Hilfswissenschaften zu studieren. Ihre Arbeiten wurden zu ihrer Zeit durchaus anerkannt, was viele Dankesschreiben schweizerischer und ausländischer Historiker beweisen mögen.³⁰ Heute ist der Codex diplomaticus allerdings veraltet. Im Laufe der Jahrzehnte sind in österreichischen, deutschen und italienischen Archiven Hunderte von Urkunden oder Urkundenausügen festgestellt worden, welche Vater und Sohn Mohr nicht kannten. Die Urkundentexte im Codex diplomaticus sind nicht durchwegs genau. Man durfte sich zu Conradin v. Moors Zeiten noch erlauben, eine Urkunde stilistisch zu bereinigen, vorausgesetzt natürlich, daß der Inhalt unverändert blieb.³¹ Man

²⁸ Siehe Bündnerisches Monatsblatt 1851, Nr. 3, S. 71.

²⁹ Die Regesten der Archive in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Herausgegeben von Theodor v. Mohr, Chur 1851, Bd. I.

³⁰ Staatsarchiv Graubünden, Briefe schweizerischer und auswärtiger Historiker an Theodor und Conradin v. Mohr (B 1151).

³¹ Vgl. z. B. Abweichungen in Band III, Urk. Nr. 52, S. 77, und Band III, Urk. Nr. 107, S. 166/167.

trifft bei Moor auch etwa auf falsche Datierungen³² oder Fehler im Abschreiben.³³ Die Kommentare sind durch häufige Unsicherheiten gekennzeichnet³⁴, was an sich nicht verwundert, wenn man weiß, was für eine gewaltige Arbeit dem Philologen bei der Kommentierung der Texte im Bündner Urkundenbuch wartete.

Der Codex diplomaticus war seit 1848 die Grundlage für jeden Historiker, der sich mit dem bündnerischen Mittelalter auseinandersetzte. Diese Anerkennung ist der Dank, den wir den beiden weitsichtigen und selbstlosen Sammlern heute sagen können.

Mit nicht minder großer Hingabe wandte sich Conradin v. Moor erneut den Geschichtsschreibern und Chronisten zu, deren Werke er ans Licht heben und vor dem Untergang bewahren wollte.

Es war wieder ein Engadiner, der Moor fesselte und den er in überschwänglicher Begeisterung als «Verkünder der Morgenröthe für das geistige Leben» feierte: Ulrich Campell aus Süs (ca. 1509–ca. 1582). Duri Champell, wie er im Engadin heißt, ist weit über die Grenzen seines Vaterlands hinaus bekannt als Reformator und Geschichtsschreiber. Er entstammte einem angesehenen rätschen Geschlecht, das seinen Ursprung auf die Burg Campell im Domleschg zurückführt. Ulrichs nächste Vorfahren hatten sich im Schwabenkrieg und auf oberitalienischen Kriegsschauplätzen hervorgetan. Als ihr echter Nachkomme pulsierte, nach dem Urteil Hermann Wartmanns, auch in Ulrich «rasches romanisches Blut, und wir werden uns nicht darüber wundern, wenn aus seiner Jugendzeit neben dem lebendigsten Interesse für historische Zustände und Ereignisse auch der frische Trieb nach selbsttätigem Eingreifen in die Geschichte seines Landes hervorging».³⁵ Die entscheidende Ausbildung im Latein und in der Theologie wurde dem strebsamen Jüngling durch den Reformator Philipp Gallitius zuteil, dem er zeitlebens in treuer Freundschaft verbunden blieb. Campell wirkte als mutiger Verfechter des Evangeliums im Engadin, in Klosters und in Chur. Unterstützung in seinen reformatorischen Bestrebungen erhielt er von Zürich; von dort her empfing er auch die Anregung zu seinen historischen Forschungen. Der Theologe und vielseitige Gelehrte Josias Simler fand in Campell einen eifrigen Mitarbeiter für sein landeskundliches und geschichtliches Werk. Seinem Anstoß verdanken wir Campells Monumentalwerk, die «Raetica alpestris». Janett Michel hat diese Arbeit als das Werk eines Humanisten gepriesen.³⁶ Insbesondere die Topographie zeigt ein vielseitiges Interesse des Forschers. Er be-

³² z. B. Band III, S. 40 29. April 1336 statt 27. Februar 1336

S. 60 11. März 1350 » 10. März 1350

S. 85 6. Febr. 1354 » 27. Januar 1354

S. 94 28. Febr. 1355 » 7. Februar 1395

³³ z. B. Band III, S. 195 «Ammia» statt «Avignon» usw.

³⁴ Man trifft sehr häufig auf Ausdrücke wie: «wahrscheinlich...», vielleicht, scheint zu bedeuten..., ohne Zweifel...»; z. B. Band II, S. 9, 15, 21, 23, 38, 62, 11, 21, 161, 25, 163, 165.

³⁵ Einleitung zu Campells «Historia raetica», Basel 1890, Bd. II.

³⁶ Janett Michel, Vom Humanismus und seinen Anfängen in Graubünden. Chur 1929/30, S. 38 ff.

schäftigt sich mit wirtschaftlichen Problemen wie mit politischen Organisationen, er hat Sinn für Antiquitäten, erforscht die Sprachen, nimmt Darstellungen der Pflanzen- und Tierwelt mit in sein Werk auf und erzählt Legenden über Landesheilige und Geschichten von gewalttätigen Burgherren. Der Kreis seines Forschens ist weit über die Grenzen Bündens hinausgezogen, und sein Werk war für einen großen vielsprachigen Leserkreis bestimmt. Campell hat es deshalb in lateinischer Sprache abgefaßt.

Die Topographie wie die Historia sind weit davon entfernt, originale Arbeiten zu sein. Der Autor hat sich bei antiken Schriftstellern umgesehen, er benutzte außerdem fleißig die Raetia des Ägidius Tschudi, Stumpfs große Chronik, Vadians und Kaspar Bruchs Schriften. Besonders reizvoll sind Campells eigene Beobachtungen über Land und Leute sowie seine Denkwürdigkeiten zur zeitgenössischen Geschichte. Sie geben seinem Werk trotz der Anhäufung zusammengetragener Büchergelehrsamkeit ein durchaus originales Gepräge.

Der Tod Simlers 1576 zerstörte Campells Hoffnungen auf eine Publikation seiner Arbeit im Werk des Zürcher Gelehrten. An eine selbständige Veröffentlichung durfte er bei dem gewaltigen Umfang des Werkes (heute 1970 Druckseiten) nicht denken. Und selbst der Bundestag wagte es nicht, die Druckkosten zu übernehmen. So fiel der Arbeit Campells das Los zu, «in alten Schränken mit Staub und Moder zu kämpfen bis zur Zeit, wo Forscher der Geschichte sie zu ihrem Nutzen hervorziehen würden».³⁷

Wenige Jahrzehnte nach Campells Tod kam sein Lebenswerk zu Ehren. Es diente dem Geschichtsschreiber Fortunat Sprecher als Vorlage für seine Rhetische Cronica, und Johannes Guler fertigte einen Auszug des Campellschen Geschichtswerkes,³⁸ den er seiner Raetia zu Grunde legte. Eine besondere Wertschätzung erfuhr Campell durch den Bündner Reformationshistoriker des 18. Jahrhunderts, Rosius à Porta, der die Mühe auf sich nahm, das ganze Werk abzuschreiben.³⁹

Eine zweite Abschrift aus dem 18. Jahrhundert, von unbekannter Hand geschrieben, war zur Zeit Moors im Besitze des Grafen Wilhelm von Salis-Zizers.⁴⁰ Das Original der Topographie, welches Kind als verloren betrachtete, wurde 1898 aufgefunden.⁴¹ Der zweite Teil der «Historia» blieb dank den Bemühungen à Portas und des Historikers J. U. v. Salis-Seewis erhalten.

Campells Einfluß auf alle Bündner Historiographen nach ihm und somit auf die bündnerische Geschichtsschreibung überhaupt ist so groß, daß er verdienstermaßen das ihm von G. E. Haller zuge dachte Prädikat eines «Vaters aller bündnerischen Geschichtsschreiber» tragen darf.⁴²

³⁷ Moor II, 204.

³⁸ Bündner Staatsarchiv AB IV 6 59 und Privathandschrift B 1550.

³⁹ Einleitung zu den Quellen für Schweizergeschichte, Bd. 9, Anm. 61.

⁴⁰ Einleitung zu den Quellen für Schweizergeschichte, Bd. 7, S. 2.

⁴¹ Anzeiger für Schweizer Geschichte 1899, S. 175 ff. (und 202 ff.). Besitzer des Originals war damals Herr Oberst Th. v. Sprecher in Maienfeld.

⁴² Bibliothek der Schweizergeschichte IV, S. 426.

Zwischen 1849 und 1853 erfuhr Campells Geschichte eine Auferstehung in neuem Gewande, indem sie Moor unter dem Titel «Ulrich Campells zwei Bücher rätischer Geschichte» in einem Auszug in deutscher Sprache veröffentlichte. Und endlich übernahm die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz die großzügige Aufgabe, Campells Topographie und Geschichte im Urtext und fast vollständig zu publizieren. In den Bänden VII–IX der Quellen zur Schweizergeschichte zeichnen als Herausgeber Staatsarchivar Christian Kind und Regierungsrat Placidus Plattner.⁴³ Als Redaktor der Geschichtsquellen überwachte Hermann Wartmann aus St. Gallen die Arbeit. Die Veröffentlichung des naturhistorischen Anhangs zur Topographie übernahm 1900 die Naturforschende Gesellschaft Graubündens, um damit, wie der Herausgeber bemerkt, einen Teil der Schuld Graubündens abzutragen.⁴⁴

Angesichts der heutigen monumentalen Ausgabe des Campellschen Werkes mag man sich fragen, ob Moors Bemühungen nicht fruchtlos und vergeblich gewesen seien. Um einer klaren Antwort willen muß sowohl die Absicht des Übersetzers als das Fundament und die Qualität seiner Arbeit untersucht werden.

Am 23. März 1849 schrieb Bundesstatthalter Theodor v. Mohr an Professor Louis Sinner nach Bern, sein Sohn sei «gegenwärtig mit der Übersetzung des Campell beschäftigt, der seiner Proliscität wegen (die durchaus unzweckmäßig ist, da sie meist nur durch Excursionen in die allgemeine Kirchengeschichte veranlaßt ist) nimmermehr zum Drucke in der Ursprache hätte gelangen können.» Und weiter: «Selbst diese wäre ein Hindernis gewesen, denn wer liest heutzutage Latein mit Ausnahme der Gelehrten im eigentlichen Sinn des Wortes. Die Übersetzung wird aber zugleich auch ein Auszug des großen (mit der Topographie) drei starke Foliobände umfassenden Werkes sein.»⁴⁵ Theodor v. Mohr erachtete demnach eine Publikation Campells in der Ursprache als unzweckmäßig und angesichts der wenigen Benützer eines solchen Textes als zu kostspielig. Campell mußte in genießbarer Form einem breiteren Publikum bekannt gemacht werden, das sollte genügen. Conradin teilte die Auffassung seines Vaters nicht im vollen Umfang. Wohl übertrug er die Campellsche Arbeit in fließendes Deutsch, «damit das Volk dieses treffliche Werk kennen lerne und an vaterländischem

⁴³ Quellen zur Schweizergeschichte VII; *Ulrici Campelli Raetiae alpestris topographica descriptio*, herausgegeben von C. J. Kind, Basel 1884; Quellen VIII und IX *Ulrici Campelli Historia Raetica*, herausgegeben von Placidus Plattner, Basel 1887 und 1890.

⁴⁴ Ulrich Campells Topographie von Graubünden. Beilage zum Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubünden. Chur 1900. Herausgegeben von Traugott Schieß; s. Vorwort S. XXI. Zur Biographie Campells: s. Janett Michel, Vom Humanismus und seinen Anfängen in Graubünden. Chur 1929/1930, S. 38 Anmerkung. Die grundlegende biographische Arbeit ist die von Hermann Wartmann in der Einleitung zu den Quellen zur Schweizergeschichte, Band IX, Basel 1890. – Pressemeldungen zur Ausgabe der Quellen VII–IX: *Freier Rätier* 1890, Nr. 195, 196; *Bündner Tagblatt* 1890, Nr. 168–172 usw.

⁴⁵ Brief Th. v. Mohrs an Louis Sinner, Chur, 21. März 1849, und Zürich, 23. März 1849, in Bürgerbibliothek, Bern (Mss. Hist. Helv. XIX 133).

Sinn erstarke, indem es liest, was die Väter Alles gethan haben für die wahre Freiheit und zur Abwehr wirklichen Unrechts».⁴⁶ Indessen forderte er an gleicher Stelle alle «echten Bündner, gleichviel Liberale oder Conservative, Lichtfreunde oder Finsterlinge, zur Mitwirkung an des vollständigen Campell's Herausgabe in der Ursprache» auf. Es sei dies eine Pflicht für alle Gebildeten, für Freunde der Schule und Erzieher. Es handle sich hierbei darum, einem verdienten Bündner ein «monumentum aere perennius» zu errichten, was eine dringende nationale Aufgabe sei.⁴⁷

Wenn Moor mit beredten Worten den Druck der Geschichte Campells anregte, so tat er dies aus zwei Gründen. Er stand vor einem Werk von ungeheurem Umfang und Reichtum an Wissen. Die Leistung des Autors war bewundernswert, um so mehr als die Bahn erst gebrochen werden mußte. Seine Arbeit war ferner die Quelle, aus der alle spätern Geschichtsschreiber schöpften. Campell hatte, wenn auch spät, ein Denkmal verdient. – Moor erkannte aber auch, daß seine Übersetzung dem Geschichtsforscher, der unmittelbar aus den Quellen schöpfen will, nur geringe Dienste leistete. Seinem Wunsch, die Quelle sicher zu erhalten, konnte man nur entgegenkommen, wenn man das vollständige Werk druckte.⁴⁸

Dies zu tun schien Moor um so gebotener, als er glaubte, die Geschichte Campells sei nur mehr in einer einzigen Abschrift vorhanden.⁴⁹ Der oben zitierte Brief besagt, daß es sich hierbei um drei Foliobände und somit um die Zizerser Abschrift handelte.⁵⁰ Das Original stand Moor nicht zur Verfügung.⁵¹

Es hat sich kaum jemals ein Übersetzer mit solcher Hingabe und Bewunderung für den Gegenstand seiner Bearbeitung an die Arbeit gesetzt wie Conradin v. Moor. Wie wußte er das «vortreffliche» und «weitläufige» Werk Campells und dessen «Genauigkeit in der Erzählung» zu rühmen. Sogar Campells Latein vermochte er mit G. E. Haller als «schönes, fließendes, ganz nach den alten Geschichtsschreibern gebildetes» zu beurteilen,⁵² obwohl Georg v. Wyß darüber schrieb: «Das Latein ist nicht einfach und fließend, manchmal keineswegs leicht zu verstehen, und es fällt besonders in den übersetzten Partien oft in schwerfällige Perioden.»⁵³

Das einzige, was Moor an Campells Darstellung kritisierte, war ihre ermüdende Weitschweifigkeit auf kirchengeschichtlichem Gebiet. In der Übersetzung ließ er diese Partien weg, wandte aber seine volle Aufmerksamkeit den Beobachtungen, Sagen und Wundergeschichten des Autors zu, die «rein und unverfälscht das Gemüth des Volkes» spiegeln.⁵⁴

⁴⁶ Vorwort zu «Ulrich Campells zwei Bücher rätischer Geschichte», Chur 1851 (in Archiv I).

⁴⁷ Moor II, S. 204.

⁴⁸ Vgl. Moor II, S. 202–204.

⁴⁹ Vorwort zu «Ulrich Campells zwei Bücher rätischer Geschichte», S. VII.

⁵⁰ Vgl. dazu Wartmanns Einleitung zu Band IX der «Quellen», Anm. 61.

⁵¹ Vgl. Moors Vorwort in Band I des Archivs, S. VII.

⁵² Moors Vorwort in Band I des Archivs, S. V.

⁵³ Georg v. Wyß, Historiographie, S. 208.

⁵⁴ Moors Vorwort in Band I des Archivs, S. VI und VII.

Moors Arbeit fand in Historikerkreisen ein günstiges Echo. Das Bündner Monatsblatt würdigte in einer kurzen Notiz die Verdienste des Übersetzers und Herausgebers.⁵⁵ Johann Andreas v. Sprecher schrieb aus Thalheim: «Besäße ich doch Deine Leichtigkeit und Gewandtheit in Übertragung aus dem Lateinischen! Ohne Rühmens kann ich Dir sagen, daß ich noch keine Übersetzung lateinischer Chronisten gesehen, welche in Hinsicht auf jene Eigenschaften sich mit Deinen Arbeiten messen können.»⁵⁶ Dieses Lob ist wohl etwas zu freundschaftlich ausgefallen. Es wird aber durch die Äußerungen eines sachkundigen und kühlen Kritikers nicht stark geschmälert. Hermann Wartmann weist auf einige Ungenauigkeiten und Abweichungen hin, die teilweise darauf zurückzuführen seien, daß Moor die Originalhandschrift nicht gekannt hätte, und stellt zusammenfassend fest: «Der Auszug enthält in der Tat das Wissenswerteste fast vollständig, liest sich auch recht gut und entspricht dem Bedürfnisse eines weitem Publicums weit besser als das Originalwerk. Es ist daher nicht recht begreiflich, wie C. v. Mohr unmittelbar nach Veröffentlichung seines Auszugs «in deutscher Sprache auch noch den vollständigen Campell in der Ursprache herausgeben wollte...»⁵⁷

Damit hat Wartmann die eingangs gestellte Frage beantwortet. Die Originalausgabe Campells hat wohl dem Wissenschaftler größere Dienste geleistet als Moors Übersetzung. Wer aber unbeschwert von lateinischen Sprachkenntnissen als Freund der rätischen Geschichte dem Engadiner Pfarrer Campell lauschen will, der greift heute noch zu Conradin v. Moors Bearbeitung von «Ulrich Campells zwei Büchern rätischer Geschichte».

«Wie in Zeiten wilder Kämpfe nur durch diese selbst die Menschen gebildet werden, welche zur Übernahme der hervorragenden Rollen bestimmt sind, so läßt sich auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung behaupten, daß ihre Männer wohl nur in der Folge der Anregung und des Impulses, welchen ihnen die denkwürdigen Ereignisse und Thaten ihrer Periode gaben, zur beschreibenden Darstellung derselben gelangten.»⁵⁸ Zu dieser Ansicht mußte Moor kommen, wenn er sich nach Campell wieder den «Scribenten» des 17. Jahrhunderts zuwandte. Aus der kurzen Zeitspanne von wenigen Jahrzehnten traten ihm dort etliche hervorragende Männer entgegen, die als Augenzeugen die wichtigsten und bewegtesten Ereignisse ihrer Tage erzählten. Sie sind heute jedem Geschichtsfreund bekannt: Fortunat v. Juvalt, Fortunat Sprecher v. Bernegg, Marschall Ulysses v. Salis-Marschlins, Bartholomäus Anhorn und Johannes Guler. Ihre Darstellungen legen Zeugnis ab von einer Epoche reichsten historischen Schaffens, wie sie für Graubünden und für die gesamte Eidgenossenschaft, wenigstens bis ins 19. Jahrhundert hinein, einmalig ist. Sie sind dem Historiker die bleibende vorzügliche Quelle zur Geschichte der Bündner Wirren.

Fortunat Sprecher v. Bernegg (1585–1647) war als Politiker und Staatsmann mit den Geschicken seiner bündnerischen Heimat aufs engste verbun-

⁵⁵ Bündner Monatsblatt, 1851, Nr. 10, S. 222.

⁵⁶ Sprecher an Moor, Thalheim, 9. 5. 1853 (im Besitz von J. v. Sprecher, Jenins).

⁵⁷ Einleitung zu Band IX der «Quellen», Anm. 75.

⁵⁸ Moor II, 979.

den. Gebürtiger Davoser, hatte er sich sein geistiges Rüstzeug vorwiegend in Frankreich geholt. Mit 27 Jahren trat er in den Staatsdienst. Graubünden benötigte damals mehr denn je Männer mit gründlichen juristischen, historischen und humanistischen Kenntnissen, wie sie Sprecher besaß. Er erlebte denn auch in führender Stellung die größte Kampfes- und Leidenszeit des Freistaates bis zum Frieden von 1639. Unter dem Eindruck der Ereignisse entstand Sprechers Hauptwerk, die «*Historia motuum et bellorum postremis hisce annis in Rhätia excitatorum et gestorum*» (Genf 1629). Es enthält eine gedrängte Übersicht der rätischen Geschichte bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, so wie sie der Verfasser ausführlich und in Anlehnung an Ulrich Campell in seinem ersten Hauptwerk, der «*Pallas Rhaetica*», dargestellt hat.⁵⁹ Hierauf setzt Sprecher mit der eingehenden Beschreibung der zeitgenössischen Ereignisse ein, die den Zeitraum von 1614–1628 umfassen. In einem zweiten, in der Ursprache ungedruckten Teil, der «*Continuatio motuum Rhaetiae*», bringt Sprecher die Fortsetzung bis zum Jahre 1644.⁶⁰ Alle Kenner der *Historia motuum* sind sich in jenem Urteil einig, das Georg von Wyß zusammenfassend so formuliert: «Infolge der nahen Verbindung, in der sich dieser Politiker mit den öffentlichen Dingen befand, war es von hohem Werthe, daß er, gestützt auf die eigene Anschauung und auf Actenstücke, mit jenem Charakter der Wahrheit und Treue, den auch die Gegner an ihm anerkannten, in conciser Darstellung, in schönem Latein sich der Geschichtschreibung widmete.»⁶¹

Man hat den Wert der Sprecherschen Arbeit als zeitgenössische Geschichtsquelle nie in Zweifel gezogen. 1690 erlebte der gedruckte Teil der *Historia motuum* eine Neuauflage unter dem veränderten Titel «*Historia Rhaetiae in qua motus et bella ibi excitata, fideliter exponuntur*». 1701 erschien zu St. Gallen die erste, unbehilfliche Übersetzung ins Deutsche, die vom Engadiner Johann Conrad Bonorand stammen soll.⁶² Mit dem Manuskriptteil der *Historia motuum* befaßte sich der Pädagoge Heinrich Ludwig Lehmann, indem er ihn übersetzte und 1780 im Druck erscheinen ließ.⁶³

⁵⁹ Genauer Titel: «*Pallas Rhaetica, armata et togata. Ubi primae ac priscae Inalpinæ Rhaetiae verus situs, bella et politica etc. adumbratur*». Basileae 1617, Lugd. Batavorum 1623.

⁶⁰ Zur Biographie Sprechers siehe: Heinrich Kraneck, Bildnisse berühmter und ausgezeichneten Bündner der Vorzeit, Chur 1832; C. v. Moors Vorwort im «Archiv» Bd. III, 1. Teil, Chur 1856; C. v. Moor, Geschichte von Currätien, II. Band, S. 983 ff.; Allgemeine deutsche Biographie, Bd. XXXV, S. 279–281 (Biogr. von Fritz Jecklin); Georg v. Wyß, Geschichte der Historiographie in der Schweiz, S. 268/269; Andreas v. Sprecher, Aus der Jugendzeit des Geschichtschreibers Fortunat Sprecher v. Bernegg, Separate aus Bündner Monatsblatt 1935.

⁶¹ Georg v. Wyß, Historiographie, S. 268.

⁶² C. v. Moors Vorwort zu Sprechers «Geschichte der bündnerischen Kriege und Unruhen», Archiv III 1, S. VII. Titel der Übersetzung: «*Historia von denen Unruhen und Kriegen, so in denen Hochl. Rhätischen Landen vor Jahren entstanden. Aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzt.*» St. Gallen 1701.

⁶³ Heinrich Ludwig Lehmann, Erste und zweite Fortsetzung der Bündnergeschichte oder der ehemaligen Unruhen in dem Freistaat der Drei Bünde 1629–1645, 2 Bände, Chur 1780.

Die höchsten Verdienste um Sprechers Hauptwerk erwarb sich Conradin v. Moor. Ungeachtet der geringen Anerkennung seiner ersten Publikationen verfolgte er weiterhin das Ziel, allen Geschichtsfreunden den Weg zu den vorzüglichsten Quellen zu öffnen. Der Originaltext der *Historia motuum* war nur Gelehrten zugänglich und die Übersetzungen, insofern sie aufzutreiben waren, ließen sich nur mühsam lesen. Eine Übersetzung in zeitgemäßem Gewande erschien als sehr wünschenswert. Moor dachte aber auch an die Fachgelehrten. Die *Historia motuum* umfaßte 500 gleichförmig geschriebene Seiten ohne Einteilung in Kapitel und Abschnitte. Kein Inhaltsverzeichnis gewährte Übersicht – das Werk war zum Nachschlagen völlig unbrauchbar. Außerdem zeigte der Vergleich des Druckes mit der Handschrift, daß viele wertvolle Zusätze, die Sprecher nach 1629 seinem Manuskript beigelegt hatte, nie veröffentlicht worden waren.⁶⁴ In der Absicht, sowohl einem breiteren Leserkreis als den Geschichtsforschern einen Dienst zu erweisen, verschaffte sich Moor aus dem Archiv der Familie von Sprecher das Manuskript des ersten (bis 1628) und zweiten (1628–1644) Teils der *Historia motuum* und schuf nach jahrelanger,⁶⁵ zäher Arbeit eine Übersetzung, die sowohl durch Hingabe als auch Vorsicht gekennzeichnet ist. Sie hat ihre Zeit überlebt und gilt seit Conradin v. Moor für alle Historiker, die sich mit der Bündnergeschichte des 17. Jahrhunderts befassen, als brauchbares und bedenkenlos zu zitierendes Nachschlage- und Quellenwerk.

Wie Fortunat Sprecher, so war auch Marschall Ulysses von Salis-Marschlins (1595–1674) Zeuge jener für Bünden außerordentlich ereignisreichen Zeit. Als Angehöriger der Familie v. Salis kämpfte er in den Reihen der Reformierten und suchte, wie sie, seines Vaterlandes Glück in enger Anlehnung an die Republik Venedig und namentlich an Frankreich. An Beziehungen zum mächtigen westlichen Königreich fehlte es ihm nicht. Sein Vater, der verdiente Staatsmann Hercules v. Salis-Soglio, war als Gesandter der Drei Bünde am königlichen Hof in Paris bekannt. Dort hatte er den Herzog von Bouillon kennengelernt, dem er später seinen waffenkundigen Sohn Ulysses für einige Jahre anvertraute, nachdem sich dieser an Schulen in Heidelberg, Paris und Orléans ausgebildet hatte. So lernte Ulysses v. Salis französische Sitten und Umgangsformen kennen, und aus der Freundschaft mit hohen französischen Adelligen erwuchs ihm die Liebe zu ihrem reichen Land und das wohlwollende Verständnis für die Politik Frankreichs. Während des 30jährigen Krieges kämpfte er mit vollem Einsatz unter Mansfeld, de Coeuvres, Rohan gegen die Feinde Frankreichs. Seine Verdienste wurden mit der Ernennung zum Feldmarschall (1641) belohnt. – Wenn jedoch das Vaterland seiner bedurfte, dann war Salis stets zugegen und setzte sich gleich seinen Brüdern Abundius und Rudolf⁶⁶ als Heerführer oder Staatsmann tatkräftig ein.

⁶⁴ Archiv III 1 s. Vorwort des Herausgebers.

⁶⁵ Im Mai 1853 war der Entschluß zur Herausgabe der *Historia motuum* gefaßt. Brief Sprecher an Moor, 9. 5. 1853 (J. v. Sprecher, Jenins).

⁶⁶ Dreibündengeneral Rudolf v. Salis (1589–1625).

1643 zog er sich aus dem Dienst zurück, ließ sich in seinem Schloß Marschlins nieder und beschäftigte sich als Politiker mit den Geschicken des Vaterlands. In der Mußzeit diktierte er einem Schreiber seine Lebenserinnerungen in die Feder. Sie waren für die Kinder und weitere Nachkommen bestimmt, denen Salis nützliche Lehren in Politik und Kriegführung erteilen wollte. Überzeugend legte er ihnen die Vorteile einer Verbindung Bündens mit Frankreich dar und legte Zeugnis von seinem protestantischen Glauben und warmen Patriotismus ab.⁶⁷ Zu Anfang des 19. Jahrhunderts faßte Carl Ulysses von Salis den Plan, die «Memorie» seines Ahnen den Geschichtsfreunden zugänglich zu machen. Er übersetzte den italienischen Urtext ins Deutsche und lud im Juli 1816 öffentlich zur Subskription ein.⁶⁸ Der gewünschte Erfolg blieb aus, obwohl die Übersetzung, nach dem Urteil Dr. Constanz Jecklins, «mit Treue und Geschick, wenn auch in etwas unbeholfener Sprache abgefaßt ist».⁶⁹ Sie enthält erläuternde Anmerkungen, denen der Schwager des Übersetzers, der verdiente Geschichtsforscher Johann Ulrich v. Salis-Seewis, wertvolle Hinweise auf Sprechers *Historia motuum* beifügte. Er und Daniel von Salis⁷⁰ verfertigten außerdem Auszüge aus den «Memorie», die im Salis-Archiv (K I, H) aufbewahrt werden.

Vier Jahrzehnte nach dem ersten Publikationsversuch der «Memorie» sollte der Wunsch des Carl Ulysses v. Salis erfüllt werden. Conradin v. Moor griff nach der hoch hangenden Frucht. Mit dem ihn kennzeichnenden Eifer, den kein Widerstand abzuschwächen vermochte, vertiefte er sich in die Denkwürdigkeiten des Marschalls und verriet bald die Absicht, sie in sein Archiv aufzunehmen. Die Geschichtsforschende Gesellschaft unterstützte ihn so gut es ihre bescheidenen Mittel erlaubten. Sie übernahm eine Anzahl Exemplare auf feste Rechnung.⁷¹ Das war bei dem zu erwartenden geringen Absatz schon ein spürbares Entgegenkommen. Moor kannte den materiellen Mißerfolg seiner ersten Übersetzungen. Er beeindruckte ihn wenig. Die «Memorie» mußten ans Licht gehoben werden – und wenn er damit nur einige Geschichtsfreunde erfreute.⁷² Die bündnerische Kriegsgeschichte der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und namentlich der Veltliner Krieg war mit des Marschalls v. Salis Denkwürdigkeiten vorzüglich dokumentiert. Sie gehörten somit unter die Geschichtsquellen Graubündens, die Moor, getreu der Absicht seines verstorbenen Vaters, möglichst vollständig sammeln und herausgeben wollte. Wenn er die «Memorie» nicht im Urtext, sondern in einer

⁶⁷ Über Leben und Werk des Ulysses v. Salis-Marschlins siehe: Vorwort zu den «Memorie de maresciallo di campo Ulisse de Salis Marschlins. Herausgegeben von der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden und der Pro Grigione Italiano (Coira 1931); BM 1931, Nr. 9; Georg v. Wyß, *Historiographie*, S. 270; BM 1853, Nr. 1, 2, 3 (Aufsatz von Alfons v. Flugi).

⁶⁸ Übersetzung in drei Quartbänden im Archiv Salis-Marschlins VI G.

⁶⁹ Bündnerisches Monatsblatt 1931, Nr. 9; Jecklin C., Die «Memorie» des Marschalls Ulysses von Salis-Marschlins (1595–1674).

⁷⁰ Daniel v. Salis, ein Schwager des Carl Ulysses v. Salis.

⁷¹ Conradin v. Moor, Die bündnerische geschichtsforschende Gesellschaft und ihre bisherige Wirksamkeit. Rätia 1864, S. 13.

⁷² BM 1854, Nr. 8, S. 160.

eigenen deutschen Übersetzung ins Archiv einreihen wollte, dann rechnete er immer noch auf eine größere Abnahme seiner Publikation. Nach seinem eigenen Urteil lesen sich die Denkwürdigkeiten wie ein Roman. Es blieb die Hoffnung, daß ein lesefreudiges Publikum, welches die Romane eines Walter Scott begeistert aufnahm, nicht minder gefesselt die bewegte Lebensgeschichte des Ulysses von Salis verfolgte. – Wie alle früheren Bearbeitungen erschienen auch die Denkwürdigkeiten zuerst in mühsamen Lieferungen. Erst 1858 waren sie gebunden erhältlich und tragen den Titel: «Des Maréchal de Camp Ulysses von Salis-Marschlin's Denkwürdigkeiten.»

Der gewünschte Erfolg blieb aus. Zwar vermerkte eine kleine Notiz im Bündner Monatsblatt: «Erwähnung verdient auch das Mohrsche Archiv, das noch fortwährend schätzenswerthe Beiträge zur vaterländischen Geschichtskunde bringt.»⁷³ Und an anderer Stelle lesen wir: «Die Bearbeitung und Übersetzung dieser Memoiren ist von Herrn Conradin v. Moor mit vieler Gewandtheit und Fleiß und soviel wir beurtheilen können, auch mit Gründlichkeit und Genauigkeit durchgeführt.»⁷⁴ Außerdem empfing Moor einige ermunternde Dankesschreiben für erhaltene Archivhefte, so von Pater Gall Morel aus Einsiedeln, von Georg von Wyß aus Zürich und vom Schweizerischen Bundesrat.⁷⁵ Es mußte jedoch auffallen, daß sich die Wissenschaftler eines Urteils über Form und Inhalt der neuen Edition enthielten. Moor konnte seine Enttäuschung darüber nicht verbergen. Er schickte Professor Basilius Hidber von Bern die vier neuesten Hefte des «Archivs» zuhanden der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft und drückte dabei sichtlich ungehalten sein Befremden darüber aus, daß der «Anzeiger» die bündnerischen Quelleneditionen fast nie zu erwähnen pflege. «Darf ich Sie um Auskunft bitten», schrieb er, «warum der ‚Anzeiger‘ nicht einmal von den Gaben Notiz nimmt», die der Muttergesellschaft gemacht werden.⁷⁶

Es ist vielleicht müßig, darnach zu fragen, warum dem Übersetzer der «Memorie» die öffentliche Anerkennung versagt blieb. Und doch sei auf eine mögliche Ursache hingewiesen. – Die Historiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wußten kritische Quelleneditionen zweifellos zu würdigen. Wenn sie aber Moors Übersetzung zur Hand nahmen, erfuhren sie schon im Vorwort, daß es sich hierbei um eine freie Bearbeitung handelte. So waren Abschnitte, welche die Landesgeschichte nicht direkt betrafen, teilweise weggelassen. Andere Partien gab Moor unvollständig wieder oder zog sie willkürlich zusammen. Leider unterließ er es, den Leser über derartige Abweichungen vom Originaltext zu unterrichten, was später zu scharfer Kritik Anlaß gab.⁷⁷ Zweifellos kam der Bearbeiter mit solchem Vorgehen den Wünschen eines gewissen Leserkreises entgegen; dem Forscher aber, der auf

⁷³ BM 1858, Nr. 1, S. 13.

⁷⁴ BM 1858, Nr. 6, S. 109.

⁷⁵ Staatsarchiv Graubünden. Briefe schweizerischer und ausländischer Historiker an Theodor und Conradin von Mohr.

⁷⁶ Bürgerbibliothek Bern. (Mss. Hist. Helv. XXVI 103). Moor an Basilius Hidber, Bern, 5. Juni 1858.

⁷⁷ Ernst Haffter: Georg Jenatsch. Urkundenbuch, Chur 1895, S. 22 und 23.

Genauigkeit und Vollständigkeit des Textes hält, war damit schlecht gedient. Das bestätigt, außer Haffter, ein anderer verdienter Historiker unserer Tage, wenn er schreibt: «Mit Rücksicht auf seinen Leserkreis gab er (Moor) das Werk deutsch heraus, allerdings nicht vollständig. Die Abschnitte, die nicht auf die Landesgeschichte Bezug haben, ließ er zum größten Teil weg, kürzte auch oft ohne ersichtlichen Grund, so daß das Werk auf ungefähr die Hälfte zusammenschmolz. Auch von Fehlern ist die Ausgabe nicht frei.»⁷⁸

Es blieb einer späteren Generation vorbehalten, des Marschalls von Salis Denkwürdigkeiten dem Historiker in die Hand zu geben. Die Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden und die Pro Grigione Italiano erachteten es als ihre «Ehrenpflicht», die «Memorie» vollständig und im Originaltext herauszugeben. Die beiden Vereine genossen eine finanzielle Unterstützung seitens des Kantons und aus privater Quelle, wie sie Conradin v. Moor leider nie erfahren durfte. So konnte die Wissenschaft um ein wertvolles Quellenwerk bereichert werden.

Der fünfte Band des «Archivs» war dem ersten kritischen Historiker Graubündens gewidmet, Johann Ulrich von Salis. Er hatte in einer Zeit gelebt, da seine Heimat durch die Revolutionsstürme zerrüttet und infolge einer veralteten Volkswirtschaft verarmt, der Hilfe bedurfte. 1803 erwachte eine ökonomische Gesellschaft, die sich zum Ziele setzte, Landwirtschaft, Viehzucht, Ackerbau, Forstwirtschaft sowie alle kulturellen und sozialen Belange zu fördern. Um auf eine möglichst breite Volksschicht befruchtend und anregend wirken zu können, gab die Gesellschaft von 1805 an die Zeitschrift der «Neue Sammler» heraus. Als Schriftleiter setzte sich Johann Ulrich v. Salis zur Verfügung. Es war weitgehend seiner umsichtigen Redaktion und nicht zuletzt seinen eigenen kulturgeschichtlichen und historischen Aufsätzen zu verdanken, daß der «Neue Sammler» in Bünden, in der Schweiz und im Ausland gerne gelesen wurde.⁷⁹ Ihm war die Kultur ein Anliegen des Herzens, und zwar die Kultur im umfassendsten Sinn des Wortes.

Nach dem frühen Hinschied des enzyklopädisch gebildeten Mannes (1818) erschien 1834 ein kleiner Band, der eine Reihe seiner historischen Schriften enthielt. Leider hatte der Herausgeber nicht die nötige Sorgfalt walten lassen. So fehlten nicht nur wesentliche Arbeiten, wie die Notizen über die Gemeinde Flims und die Herrschaft Belmont, sondern auch die erläuternden Fußnoten, deren Nummern im Text angegeben waren.⁸⁰

Bei seiner Verehrung für den Vater der bündnerischen Geschichtsforschung erachtete es Moor als seine Ehrenpflicht, die gesamten Schriften von J. U. v. Salis sorgfältig gesammelt und geordnet herauszugeben. Während seiner Sammelarbeiten stieß er auf ungedruckte Anmerkungen, Erläuterungen und Zitate, welche Salis' «Übersicht der Geschichte Graubündens bis zum Jahre 1471» trefflich ergänzten. Mit rührender Freude über diesen

⁷⁸ BM 1931, S. 266. Aufsatz von Rektor Dr. C. Jecklin.

⁷⁹ Vgl. Friedrich Pieth, Bündnergeschichte, S. 355/356.

⁸⁰ Archiv Bd. V. Vorwort des Herausgebers. (Dieses Vorwort ist zusammen mit einer biographischen Notiz Moors über J. U. v. Salis irrtümlicherweise in den III. Band des Codex diplomaticus gebunden worden.)

Fund trug er alle bereits gedruckten Arbeiten von Salis zusammen und nahm sie, mit kurzen eigenen Zusätzen und mit einem Orts- und Namensverzeichnis versehen, in sein Archiv auf.

Das «Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden» war damit auf die stattliche Zahl von 33 Heften herangewachsen. Moors Pläne waren indes keineswegs erfüllt. Schon 1854 hatte man in der Bündner Zeitung gelesen, daß das Archiv nach Fortunat Sprechers *Historia motuum* eine neue Folge der Chronisten bringen werde, so «Anhorns ‚Pündtner Auffruhr‘, des Vulpus *romanische historia rätica* und Andere». ⁸¹ Und doch schien die Fortsetzung des Werkes ernsthaft in Frage gestellt zu sein. Die Teilnahme des Publikums war so gering, daß Moor mit Heft 33 die Publikation einstellte. Er suchte den Grund für das mangelnde öffentliche Interesse einerseits in der ermüdenden Form des Erscheinens seiner Geschichtsquellen in Lieferungen. Andererseits mochte der *Codex diplomaticus*, der in Verbindung mit den Geschichtsschreibern und Chronisten erschien, die Mehrzahl der historisch Interessierten unberührt lassen. – Moor ließ also das Archiv eingehen, brachte aber schon 1862 den «Püntner Aufruhr» des Bartholomäus Anhorn an die Öffentlichkeit und setzte damit die begonnene Reihe der Bündner Geschichtsschreiber und Chronisten fort.

Bartholomäus Anhorns ⁸² Wiege stand in der Nordecke Rätians, im Winzerdörfchen Fläsch, dessen Häuser freundlich ins benachbarte Schweizerland hinüberwinkten und dessen Bewohner sich in rühmlicher Aufgeschlossenheit mit den neuen geistigen Strömungen auseinandersetzten. Fläsch war die erste rätische Gemeinde, die der Reformation Einzug gewährte, und Bartholomäus Anhorns Großvater galt als eifriger Beschützer der evangelischen Lehre. Sein Enkel wurde nach Studien in Chur und Zürich als Pfarrer in die bündnerische reformierte Synode aufgenommen. Er versah seinen Dienst in Fläsch, von 1596 an auch in Maienfeld. Im Herbst 1621 fielen österreichische Heere in die Drei Bünde ein. Anhorn mußte sich auf eidgenössischen Boden flüchten, kehrte aber im Frühjahr 1622 zurück und übernahm im Lager der aufständischen Prättigauer den Dienst als Feldprediger. Mit den siegreichen Bauern zog er ins Städtchen Maienfeld ein. Die Freude über den glücklichen Ausgang des Freiheitskampfes war aber kurz. Im September des gleichen Jahres marschierten die Soldaten des Grafen von Sulz und des Obersten Baldiron durch die bündnerischen Bergtäler, Not und Elend verbreitend. Pfarrer Anhorn flüchtete nach Buchs; 1623 folgte er einem Ruf als Prädikant nach dem appenzellischen Dorf Speicher und 1626 nach Gais. Dort starb er 1640 im Alter von 74 Jahren.

⁸¹ Bündner Zeitung, 18. September 1854, Nr. 111.

⁸² Biographie: Ernst Haffter, *Zur Charakteristik von Barth. Anhorns des Älteren Grauw Püntner Krieg*. Separatabdruck aus *Anzeiger für Schweizergeschichte*, Nr. 5. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. I, S. 464/465; Moor, *Bündnerische Geschichtsschreiber und Chronisten*, Vorwort der 6. Publikation, Chur 1862. Verzeichnis der Manuskripte und Incunabeln der Vadianischen Bibliothek in St. Gallen, St. Gallen 1864, S. 61/62; *Geschichte von Currätien*, Bd. II, S. 990–992; *Leus Lexikon*, 1. Teil, Zürich 1747, S. 227; *Bündner Monatsblatt*, Jahrg. 1881, Nr. 2, S. 32 ff.

Anhorn hinterließ ein reiches geistiges Erbe, das aus einer gläubigen Erkenntnis herausgewachsen war. Er hatte in seinen bitteren Lebenserfahrungen die Absicht Gottes, die Menschen zu führen und zu unterrichten, bestätigt gefunden. In der Vorrede zur Beschreibung des «Püntner Aufruhrs» lesen wir: «Die geschehenen Sachen sind als vil als ein Lehrmeister, welcher den Menschen unterrichtet, wie er sich in gegenwärtigen und künftigen Sachen verhalten solle. Darum hat Gott auch die Väter vor dem Sündfluß so lang lassen leben, damit sy ihren Nachkommen dester bessere Unterrichtung in allen Dingen geben könnend.»⁸³ In der Absicht einer edlen Unterweisung schrieb Anhorn in «Wahrheit und Aufrichtigkeit» Fakten nieder, die sich zu seinen Lebzeiten ereignet hatten. Er enthielt sich dabei jedes richtenden Urteils, indem er erklärte: «das Urthel aber, welche Parthy rächt oder unrächt hab, das setze ich Gott und dem verständigen, unparthyeschen Läser heim.»⁸⁴

Die meisten Schriften Anhorns fielen nach dessen Tod in die Hände seines Enkels⁸⁵, der sie 1640 der Stadtbibliothek zu St. Gallen schenkte. Dort liegen sie heute noch und warten einer gründlichen Bearbeitung.

Das, was Conradin von Moor, der große Wegbereiter historischen Schaffens, in dieser Beziehung getan hat, ist ein Anfang – vielleicht nicht ein sehr glücklicher. Obwohl er Kenntnis vom Standort der Originalhandschrift hatte, benützte er für die Herausgabe des «Püntner Aufruhrs» nur zwei Abschriften. Die eine ist eine Kopie des Enkels von Bartholomäus Anhorn; sie liegt in der Zentralbibliothek Zürich.⁸⁶ Die andere – Moor nennt sie «das bündnerische Manuskript» – stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, umfaßt 356 Quartseiten und weicht namentlich in orthographischer Hinsicht vom Original ab. Auch die Namen, die der rücksichtsvolle Autor seinerzeit verschwiegen hatte, werden hier genannt.⁸⁷ – Moor ließ das bündnerische Manuskript abdrucken und ergänzte es durch Zugaben, die er der Zürcher Abschrift entnahm.

Elf Jahre später gab er als neunte Publikation seiner «Geschichtschreiber und Chronisten» den «Graw-Pünter-Krieg» des Bartholomäus Anhorn heraus. Er begleitete die Schrift mit einer Apologie, in der er mit Hallers⁸⁸ Worten darlegte, warum dem vorliegenden Werk die «Glätte und Rundung» einer (pragmatisch) zusammenhängenden Darstellung fehle. Anhorn hätte seinen «Graw-Pünter-Krieg» in größter Eile, manche Notizen sogar im Feld «auf der Trommel» lediglich als Tagebuch geschrieben. Zum Druck gelange es nur, weil es dem Quellenforscher wertvolles Material liefere.

Anhorn beschrieb die Ereignisse der Bündner Wirren in den Jahren 1603–1639 in einem zehnteiligen Werk. Die Bände I–V, die Moor im Druck herausgeben ließ, behandeln die Bündnergeschichte der Jahre 1603–1629. Die

⁸³ Bartholomäus Anhorn, Püntner Aufruhr. Ausg. Moor 1862, S. II.

⁸⁴ Wie Note 83, S. V.

⁸⁵ Bartholomäus Anhorn der Jüngere, von Hartwis genannt (1616–1700).

⁸⁶ 133 Quartblätter umfassend.

⁸⁷ Vgl. dazu: Moors Vorwort zum «Püntner Aufruhr», Chur 1862.

⁸⁸ Gottl. Em. Haller, Schweizerbibliothek, Bd. V, Nr. 737.

folgenden Bände enthalten neben spärlichen handschriftlichen Notizen größere Sammlungen gedruckter Flugschriften, Zeitungen und Prospekte verschiedener militärischer und politischer Ereignisse. Der zehnte Band enthält wieder nur handschriftliche Aufzeichnungen, die mit dem Januar 1639 einsetzen und im Juli 1640 unvermittelt abbrechen.⁸⁹

Moor sah zwei der ziemlich zahlreich vorkommenden Abschriften ein: ein Exemplar aus der Kantonsschulbibliothek und ein in seinem Besitz befindliches. Leider ließ er auch diesmal das Original unbenutzt, was, mit Haffter zu urteilen, eine «Unmasse von Lesefehlern, Lücken und Mängeln aller Art» zur Folge hatte.⁹⁰ Dieses Urteil wird durch einen Textvergleich bestätigt.⁹¹ Als weiteren Mangel mögen wir (wie übrigens auch bei der Publikation des «Püntner Aufruhrs») das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses erwähnen. Und ein Zeitgenosse Moors rügte: «Herausgeber und Verleger haben es leider nicht der Mühe werth gehalten, dieser ersten Lieferung (das Werk erschien in periodischen Lieferungen) eine Notiz über den Preis der Ausgabe und die muthmaßliche Zeit der Vollendung des Druckes beizugeben, und da die erläuternden Noten – mehr scheint der Editor nicht selbst geben zu wollen – erst am Schlusse folgen, so wird mancher Bücherfreund Bedenken tragen, sich dieses Werk zu bestellen, bis das Ganze vorliegt.»⁹²

Die Edition des «Graw-Pünter-Kriegs» trägt offensichtlich die Spuren der Eile, vielleicht auch der Übermüdung. Das verstehen wir, wenn wir wissen, daß Moor gleichzeitig mit Anhorns Beschreibung die Geschichte Cür-rätiens und der drei rätischen Bünde herausgab. Von einem otium cum dignitate konnte wahrlich nicht die Rede sein; und wer immer Moors zweite Anhornedition zu kritisieren unternimmt, darf der ungeheuren Schaffenskraft des einsamen und von finanziellen Sorgen geplagten Historikers die Bewunderung nicht versagen.

Dem stillen Gelehrten entging es nicht, daß die zweite Hälfte seines Jahrhunderts die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse Graubündens einschneidend veränderte. Die Eisenbahn brachte reiselustige und erholungsbedürftige Menschen aus aller Welt an die Schwellen der rätischen Hochtäler. Die Entwicklung von Gewerbe und Industrie und der damit verbundene rege Warenaustausch machte sich auch in Graubünden bemerkbar. Geschäftsleute und Arbeiter aus der deutschen Schweiz, aus Deutschland und Italien wanderten ein, während viele Bündner Bauern ihren kargen heimatlichen Boden

⁸⁹ Vgl. Ernst Haffter, Zur Charakteristik von Barth. Anhorns des Älteren Graww Pünter Krieg. In «Anzeiger für Schweizer Geschichte», Nr. 5, 1897, S. 546–552.

⁹⁰ Ernst Haffter, Urkundenbuch zu Georg Jenatsch, Chur 1895, S. 160 Anm.

⁹¹ Als Beispiel: Bericht Anhorns «Von Jenatzen tod», Gr.P.Kr. Ausgabe Moor S. 171/172. Haffter, Urkundenbuch, S. 160/161.

bei Moor: ...allda sie um einliff uhren zu nacht j äches überfallen wurden...

im Originaltext: ...allda sy um einliff uhren zuo nacht z ä c h e t und überfallen worden

bei Moor: ...zwen Burger sind vor die Thüren gestanden...

im Originaltext: ...Zween butzen sind vor der thüren gestanden...

Folgendes «Wie er eben um der Spanischen faction willen den Pompeiumm

Nachwort Planta, Joseph von Capal zuo Flims geholffen erschlagen, eben um

fehlt bei Moor: der selbigen willen ist er ouch erschlagen worden.»

⁹² Bibliographie der Schweiz, III. Jahrg., Mai 1873 (Rezension von «R. St.»).

verließen und in überseeischen Gebieten ein besseres Auskommen suchten. Angesichts dieser Umgestaltung der Verhältnisse bangte es Conradin v. Moor um den Verlust der kulturellen Güter, namentlich der Sprache. Seine Muttersprache, das Romanische, war bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus die am stärksten vertretene Sprache Bündens. Das änderte sich. Die deutsche Sprache lief der romanischen den Rang ab und drohte sie ganz zu verdrängen. Es klingt wie ein Requiem, wenn Moor schreibt: «Mag auch kein Einsichtiger sich solches verhehlen, so kann sich doch keiner, der für dergleichen aus der Urzeit stammende sprachliche Überlieferungen Interesse hat, oder, noch tiefer eindringend, es wohl erwägt, daß das Erlöschen einer Sprache (...) mit der Vernichtung einer Nationalität gleichbedeutend ist, eines wehmüthigen Gefühles hiebei erwehren. Diese Empfindung wird zum tiefen Schmerze und der Wunsch, das Seinige dagegen beizutragen, bei jedem, der dieser in ihrer Existenz bedrohten Nationalität angehört, zur heiligen Schuld.»⁹³ – Man hatte 1863 durch die Gründung der Società Retorumantscha eine Aktion zur Erhaltung des Romanischen eingeleitet. Moor gab dem Verein keine großen Erfolgsaussichten. Er sah die Rettung seiner Muttersprache allein durch ihre Pflege und durch das Hervorsuchen ihrer literarischen Schätze gewährleistet. Er dachte an das Feststellen der richtigen Schreibart, ans Ausmerzen der Fremdwörter und an die Schaffung eines romanischen Handwörterbuches. Zur Bereicherung der Literatur wollte er selbst einen kleinen Beitrag leisten. Er besorgte sich zwei Kopien der Originalhandschrift⁹⁴ der «Historia Raetica» von Jachen Anton Vulpius und gab die Schrift in ihrer Ursprache heraus. Sie mag in sprachwissenschaftlicher Hinsicht von einiger Bedeutung sein, ihr historischer Wert ist gering. Der Fetaner Pfarrer Vulpius⁹⁵ († 1706) entnahm seine Mitteilungen größtenteils Sprechers «Historia motuum», schöpfte also nicht aus erster Quelle. Somit darf diese Publikation vorwiegend als ein Beitrag Moors zur Erhaltung und Förderung des romanischen Sprachidioms gewertet werden.

Mitten in seiner angestregten Arbeit an der Bündnergeschichte überraschte Moor die Geschichtsfreunde mit drei neuen Heften, welche die «Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreier Pündten» des Nicolin Sererhard enthielten. Der Ausgabe wurde durch die Rezension des berühmten Danteforschers Giovanni Andrea Scartazzini (1837–1901) ein freundlicher Empfang zuteil.⁹⁶ Er lobte den «emsigen und unermüdlichen» Herausgeber und empfahl das unterhaltende Buch jedem Freund der Geschichte, Geographie oder Volkskunde zur Anschaffung.

Sererhards historisch-topographische Beschreibung der bündnerischen Hochgerichte ist eine sehr reizvolle Lektüre. Sie führt den Wanderer durch

⁹³ Moor, Bündnerische Geschichtschreiber und Chronisten, 7. Publikation. Chur 1866, S. VI.

⁹⁴ Staatsarchiv Graubünden, Privathandschriften A 48.

⁹⁵ Zur Biographie des Jakob Anton Vulpius: C. v. Moor, Bündnerische Geschichtschreiber und Chronisten, 7. Publikation, Chur 1866, Vorwort; C. v. Moor, Bündnergeschichte, S. 992/993; Georg v. Wyß, Geschichte der Historiographie in der Schweiz, Zürich 1895, S. 271; Men Rauch, Homens prominents. Tusan 1935, p. 363/364.

⁹⁶ Bündner Tagblatt, 12. Dezember 1871, Nr. 292.

die rätischen Alpentäler und Dörfer, durch Schluchten, über Pässe und bis hinauf auf den Gipfel der Scesaplana. Sie macht ihn aber auch mit den Menschen des 18. Jahrhunderts, mit ihren Sitten, Bräuchen und Gesetzen bekannt und erzählt die Geschichte ihrer Vorfahren, wie sie der Autor aus Sprechers *Historia motuum*, aus seiner *Rhetischen Chronik* und aus Gulers *Raetia* geschöpft hat. Einen besonderen Wert hat die Einfalte *Delineation* als Spiegel einer geistesgeschichtlichen Epoche. Nicolin Sererhard (1689–1755)⁹⁷, ein gebürtiger Zernezer, war als Sohn des Pfarrers Rudolf Sererhard in Küblis aufgewachsen. Er genoss Unterricht im väterlichen Haus, in Remüs und bei einem Berufskollegen seines Vaters in Brusio. Im Jahre 1707 weilte Nicolin an der Schola Tigurina, wo ihn das Geistesleben Zürichs in nachhaltiger Weise beeinflusste. Sererhard lieferte später J. J. Leu, dem Herausgeber des eidgenössischen Lexikons, Beiträge für Graubünden.

Es war Johann Jakob Scheuchzers Geist, dem der Bündner sein Weltbild verdankte. Wie Scheuchzer in seiner «*Physica sacra*» versucht, merkwürdige Erscheinungen und Vorgänge in der Natur mit biblischen Wundern in Zusammenhang zu bringen, so ist auch bei Sererhard das Naturgeschehen völlig dem unerforschlichen Walten Gottes untergeordnet. Das beweist er einerseits mit seiner Vorliebe für Goldgräbergeschichten, Geisterspuk und Zauberei; anderseits mit einer, wie Moor sich ausdrückt, philosophisch-spekulativen Erklärungsweise der Naturerscheinungen. Dabei dienen ihm die gelehrten lateinischen Ausdrücke als mystische Schleier, mit denen er seine Deutungsversuche verhüllt. Vorstellungen der mittelalterlichen Theologie und Erkenntnisse der Aufklärung verbinden sich in erbaulicher Weise und legen Zeugnis ab von jenem geistigen Zwielficht, in dem viele Gelehrte der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Welt erlebten.

Mit der strengen Sittenpredigt verrät Sererhard sowohl seinen geistlichen Stand als auch jenen optimistischen Glauben an den Menschen, der den Rationalisten eigen war. Der Verfasser der Einfalten *Delineation* (geschrieben im Jahre 1742) starb 1755 nach 45jährigem seelsorgerischem Dienst in den Gemeinden Malix, Churwalden und Seewis im Prättigau.

Seine Schrift wurde aber erst 116 Jahre später durch Conradin v. Moor aus der stillen Einsamkeit des Archivs gehoben und der Öffentlichkeit vorgelegt. Das allein ist schon verdienstvoll, stellt doch Walter Kern in seinem Geleitwort zur Neubearbeitung der «Einfalten *Delineation*» von 1944 fest: «Es gibt kaum ein Buch über Graubünden, in dem man nicht einem Hinweis auf die ‚Einfalte *Delineation*‘ des Nicolin Sererhard begegnet. Wer immer sich mit Graubünden befaßt, mit seiner Landschaft und seinem Volkstum, greift zu dieser Beschreibung aller Gemeinden der drei Bünde, die noch heute ihren unverlierbaren Reiz besitzt.»

Moors Edition enthält nebst einem Vorwort und einem Personen-, Orts- und Sachregister 95 Noten, die Hinweise auf die historische Literatur und

⁹⁷ Zur Biographie: Oskar Vasella, Einführung zu seiner Bearbeitung der «Einfalten *Delineation*» von N. Sererhard, Chur 1944, S. VII ff.; Conr. v. Moor, Vorwort zur 8. Publikation der Bündnerischen Geschichtschreiber und Chronisten, Chur 1872, S. V ff.; Neuer Sammler I, S. 268.

auf Fehler im Manuskript geben, ferner nähere Ortsbestimmungen vermitteln und Wörter erklären. Oskar Vasella hat beim Vergleich der Edition mit der von Moor benützten Handschrift festgestellt, daß der Text Moors, außer «ziemlich fehlerhaften orthographischen Abweichungen», mehrfache Lücken aufweist. Es handelt sich hierbei um Abschnitte, die bei der geistesgeschichtlichen Beurteilung Sererhards ins Gewicht fallen.⁹⁸

Wenn Moor mit seiner Edition ungezählte Freunde der Bündnergeschichte beglückt hat, so kam 1944 auch der Wissenschaftler voll auf seine Rechnung. Professor Oskar Vasella hat mit der ihm eigenen Gründlichkeit die «Einfalte Delineation» neu bearbeitet. Als Herausgeber zeichnete Walter Kern.

Der alternde Conradin v. Moor legte nach seinem Lebenswerk, der Bündnergeschichte, nur noch eine Publikation vor, gleichsam als Schwanengesang. Es war die «Deduction Pündtnerischer Handlungen» des von ihm häufig zitierten Ritters Johannes Guler von Wynegg (1562–1637).⁹⁹ Das Werk, das erstmals 1622 im Druck erschienen war, stellt eine Rechtfertigung des Prätigauer Aufstands gegen die militärische, politische und konfessionelle Unterdrückung seitens Österreichs dar. Der Autor war ein überzeugter Protestant und Anhänger Frankreichs und Venedigs. Nachdem er 1607 den Oberbefehl über die bündnerischen Truppen im Veltlin inne gehabt, ächteten ihn seine Gegner und verurteilten ihn in contumaciam zum Tode. Guler floh nach Zürich, wo er gastliche Aufnahme fand. Dort gab er 1616 seine «Rätia, das ist ausführliche und warhafftige Beschreibung der Dreyen löblichen Gräwen Bünden und anderer retischer Völcker» heraus. Unter dem Schutz der französischen Truppen kehrte er 1626 auf sein Schloß Wynegg bei Malans zurück. In den folgenden Jahren diente er dem Vaterland als Gesandter. Kurz vor seinem Tode (1637) war es Guler vergönnt, seinen Freund Herzog Henri Rohan in Chur zu begrüßen.

Es ist verständlich, daß der «Deduction Pündtnerischer Handlungen» die strenge Objektivität abgeht. Guler schrieb unter dem unmittelbaren Eindruck der ergreifenden Ereignisse. Seine Zeilen aber sind getragen von einer warmen Liebe zum Vaterland und zu seinen schwer geprüften Landsleuten. – Moors Ausgabe vom Jahre 1877 ist der getreue Abdruck der Edition von 1622. Neu ist außer der Einleitung nur das Namen- und Sachregister sowie ein Abschnitt mit 145 Anmerkungen.

Rückblickend auf das gewaltige Editionenwerk mit allen seinen Vorzügen und Mängeln kann man dem Editor bewundernde Anerkennung nicht versagen. Das, was Conradin v. Moor als Herausgeber bündnerischer Ge-

⁹⁸ Nicolin Sererhard, Einfalte Delineation. Neu bearbeitet von Oskar Vasella und herausgegeben von Walter Kern, Chur 1944, S. XIX. Die von Moor ausgelassenen Texte sind auf S. XIX angeführt.

⁹⁹ Zur Biographie Gulers: Jules Ferdmann, in Davoser Revue Nr. 2, XIII. Jahrg., November 1937; Anton Mooser, Separate aus BM 1934; Jules Robbi, Ritter Johannes Guler von Wynegg, Diss. Bern 1911; Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 10, S. 115 ff. (Georg v. Wyß); Georg Leonhard: Ritter Johannes Guler, Bern 1863; Fortunat Sprecher v. Bernegg, Das Christenlich Leben und selig sterben Herren Obersten Johann Gulers (1637).

schichtsschreiber und Chronisten für seine Heimat getan hat, sucht in der Schweiz seinesgleichen. Seine Chronikausgaben reihen sich würdig an die an, welche etwa der Zürcher Aufklärer Johann Jakob Bodmer im 18. Jahrhundert besorgt, aber auch an die Editionen der Chroniken von Justinger, Tschachtlan und Anshelm, die der Berner Philosophieprofessor Johann Rudolf Wyß gemeinsam mit Pfarrer Stierlin um 1830 veröffentlicht hat. Moors Werk steht durchaus auf der Höhe zeitgenössischer Ausgaben erzählenden Quellenmaterials, wie Haffners Solothurner Chronik, die Reimchronik des Schwabenkriegs von Johannes Leu, Hans Stockars Tagebuch, Diepold Schillings Luzerner Chronik (herausgegeben von Franz Josef Schiffmann 1862), die Klingenberger Chronik (herausgegeben 1861 durch Anton Henne) oder die Genfer Editionen Bonivards, Froments, Jeanne de Jussies und Rosets, die Gustave Revillod und Jean Jacques Chaponnière besorgten.¹⁰⁰

Alle diese Ausgaben sind von der edlen Absicht getragen, den Freunden vaterländischer Geschichte den Zugang zu den Quellen zu eröffnen. Im Bestreben, dem Leser einen freundlichen Text zu bieten, nahm man stilistische Bereinigungen vor oder strich einzelne Abschnitte des Originals. Zweifellos war dadurch der Wissenschaft schlecht gedient. «Noch war nicht deutlich, was die lesekundige Rezension, was die sachkundige Interpretation eines Textes verlangt.»¹⁰¹ Man erachtete es deshalb auch nicht als Fehler, statt des Originaltextes irgendeine Abschrift desselben abdrucken zu lassen. Wenn zur Erstellung der Kommentare die philologischen, geographischen oder rechtskundlichen Kenntnisse nicht ausreichten, half man sich mit ungefähren Angaben. – Diesen Unzulänglichkeiten gegenüber steht aber unverkennbar das bleibende Verdienst der tüchtigen Quelleneditoren. Sie haben die chronikalischen Stoffe aus dem Dunkel der Archive gehoben und damit den Weg zu historischem und literarhistorischem Schaffen freigemacht. Wußte Moor, daß der Dichter Conrad Ferdinand Meyer seine Ausgaben von Sprecher, Juvalta und Salis-Marschlins als Quellenstoffe zum Jürg Jenatsch gebrauchte?¹⁰² Und selbst der Historiker unserer Tage schöpft noch fleißig aus Moors «Archiv» oder aus seinen «Geschichtschreibern und Chronisten», weil die meisten der von ihm veröffentlichten Texte bis heute nicht durch bessere ersetzt worden sind.

In der Geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden

Es war ein hohes Ziel, das sich die Männer steckten, die 1826 die Geschichtsforschende Gesellschaft Graubündens gründeten. Sie gedachten, die Geschichte ihrer vielgestaltigen Heimat zu erforschen. Unter der umsichtigen

¹⁰⁰ Vgl. Richard Feller, Hundert Jahre schweizerische Geschichtsforschung, Bern 1941, S. 12–14.

¹⁰¹ Richard Feller, Hundert Jahre schweizerische Geschichtsforschung, S. 13.

¹⁰² Hermann Bleuler, C. F. Meyers «Jürg Jenatsch» im Verhältnis zu seinen Quellen. Karlsruhe 1920, S. 9.

Führung Theodor von Mohrs gingen sie den einzig richtigen Weg: sie sammelten und ordneten das weit verstreute Material und verzichteten einstweilen bewußt auf eine Geschichtsschreibung in kleinerem oder größerem Umfang. So versammelte man sich nur selten, und die wenigen tätigen Mitglieder des Vereins beschränkten sich darauf, ihre Forschungsergebnisse an Theodor von Mohr nach Chur zu schicken. In den vierziger Jahren schien sich ein neuer Geist zu regen, ein Geist, welcher, des Sammelns und der Kontemplation überdrüssig, nach eigenen kraftvollen Taten rief. War er nicht gerade in jenen Jahren auf allen Gebieten menschlichen Schaffens spürbar – namentlich in der Technik und Politik? Es klingt wie eine Fanfare zum Aufbruch, wenn wir die Fragen des 24jährigen Alfons von Flugi an seinen Freund Conradin von Moor lesen: «Was ist aus der Historischen Gesellschaft geworden? immer noch keine eigene Arbeiten von irgend wem? und gelegentlich als Lichtpunkt ein Festessen à la Chur? für nichts.»¹⁰³ – Auf Ende 1849 zeichnete sich eine deutliche Wandlung im Vereinsleben ab. Der Rektor der katholischen Kantonsschule, Peter Kaiser von Mauren im Fürstentum Liechtenstein,¹⁰⁴ stand als neuer Präsident der Gesellschaft vor. Er war gewandt und stark genug, um dem Vereinsschiff einen flüssigeren Kurs zu geben. Sein reger Geist hatte dereinst, dem Zug der Zeit folgend, eine ähnliche Bahn beschrieben wie der des zurücktretenden Präsidenten Theodor von Mohr. In seiner Jugend hatte sich Kaiser begeistert der Deutschen Burschenschaft angeschlossen und kämpfte gegen Aristokratie und Bürokratie. 1820 kam er als Erzieher an Fellenbergs Institut nach Hofwil und später zu Pestalozzi nach Yverdon. Pestalozzis Beispiel gab seinem Handeln Richtung und Ziel. Während acht Jahren unterrichtete Kaiser an der Kantonsschule in Aarau Latein, Logik, Psychologie und Geschichte. 1835 wählten ihn die Radikalen wegen seiner gemäßigten Gesinnung nicht mehr. Der Gekränkte zog sich still zurück und fand ein neues Wirkungsfeld als Lehrer und Rektor der katholischen Kantonsschule in Disentis. In der ländlichen Abgeschiedenheit machte er die geistige Bekanntschaft mit dem Regensburger Bischof Johann Michael Sailer, der ihn mit katholisch-romantischen Erziehungsidealen vertraut machte.¹⁰⁵ 1842 wurde die Disentiser Schule nach Chur verlegt. Der Schulrat, der Kaisers reiches Wissen, seine sittliche Würde und pädagogische Erfahrung schätzte, berief ihn mit sieben andern Disentiser Lehrern nach Chur. Dort entfaltete Kaiser neben seiner pflichttreuen Arbeit in der Schule eine reiche Tätigkeit auf historischem Gebiet. Den Ansporn dazu verdankte er seiner Begegnung mit Pestalozzi¹⁰⁶ und der Entdeckung der christlich-rätischen Kultur seiner Heimat¹⁰⁷, die er innig liebte. 1847 schenkte er den

¹⁰³ Brief Flugis an Moor, 18. Januar 1847. Abgedruckt in Johann Federspiel, Alfons v. Flugi, Zürich 1912, S. 150.

¹⁰⁴ Biographische Notizen in Jahrbuch des Liechtensteiner Vereins von St. Gallen und Umgebung, 1918, S. 9 ff.

¹⁰⁵ Iso Müller, Geistesgeschichtliche Studie über Peter Kaiser, Separate aus Band 44 des Jahrbuches des Hist. Vereins des F.L., 1944, S. 80 ff.

¹⁰⁶ Friedrich Pieth, Bündnergeschichte, Chur 1945, S. 383.

¹⁰⁷ Iso Müller, Geistesgesch. Studie, S. 91.

Liechtensteinern die Darstellung ihrer Geschichte.¹⁰⁸ Sein Buch ist grundlegend und wurde bis zum heutigen Tag nicht überholt. Obwohl dem Werk die Quellenangaben fehlen, wurde an der Glaubwürdigkeit des Autors nie gezweifelt. Es gehört jedoch zu den tragischen Ereignissen im Leben Kaisers, daß die Liechtensteiner Geschichte in seiner engeren Heimat kurz nach ihrem Erscheinen konfisziert wurde (15. Januar 1848). Die Freunde des fürstlichen Absolutismus witterten im Autor einen rätischen Demokraten – und das nicht ganz zu unrecht. Schon 1840 hatte er sich in einer Kommission für die Anliegen des Volkes eingesetzt. Und im Frühjahr 1848, als die Revolutionsstürme durch die Straßen französischer, deutscher, österreichischer Städte fegten, wünschten auch die Liechtensteiner eine Erweiterung der Rechte ihrer Ständevertretung, des Landtags. Sie wollten außerdem die Feudallasten beseitigen, die Zensur aufheben, das Vereins- und Versammlungsrecht und die Gewerbefreiheit gewährleisten. Peter Kaiser eilte seinen Gesinnungsfreunden zu Hilfe und verfaßte als ihr geistiges Haupt den Entwurf eines Schreibens an den Fürsten. Man verzeichnete einen Teilerfolg. Kaiser wurden Dank und Anerkennung zuteil, als ihn seine Landsleute noch im gleichen Jahr als Abgeordneten des Fürstentums ins deutsche Parlament nach Frankfurt delegierten.¹⁰⁹ Mit seinem Eintreten für eine machtvolle Volksvertretung, für individuelle Freiheiten und Rechte der Bürger bewies Kaiser eine durchaus liberale Haltung.¹¹⁰ Es war dies allerdings ein Liberalismus ohne radikale Tendenz. Kaiser hielt streng darauf, die Volksrechte auf legalem Weg und ohne jede Gewaltakte zu erreichen. Andererseits wollte er auch die Eigenstaatlichkeit des Fürstentums gegenüber den großdeutschen Interessen gewahrt wissen. – Kaiser wurde aber nicht nur als Politiker angefeindet. Auch seine konfessionelle Haltung erweckte Mißtrauen und Argwohn. Viele seiner Glaubensbrüder konnten ihm die aufklärerische Vergangenheit nicht vergessen. In einer Zeit, da Politik und Religion ein unheilvolles Bündnis eingegangen waren, erwarteten sie von einem Professor der katholischen Kantonsschule eine straffe, einseitige Stellungnahme. Kaiser enttäuschte sie mit seiner Konzilianz. So ließ er sich 1850 als Lehrer und Vizerektor an die neue paritätische Kantonsschule wählen, obwohl von der Kurie aus in verletzender Form gegen das neue Institut Sturm gelaufen wurde.¹¹¹ In Zusammenarbeit mit Rektor Schällibaum trug Peter Kaiser viel zur Milderung und Beseitigung der konfessionellen Gegensätze bei. Seine überkonfessionelle Haltung brachte die schönste Frucht in einem Büchlein, das er im Auftrag des Erziehungsrates verfaßte: in seinen «Graubündnerischen Geschichten. Erzählt für die reformierten Volksschulen» (Chur 1852).

¹⁰⁸ Peter Kaiser, Geschichte des Fürstentums Liechtenstein. Nebst Schilderungen aus Chur-Rätens Vorzeit, Chur 1847.

¹⁰⁹ Rupert Ritter, Peter Kaiser. Separate aus Jahrbuch des Hist. Vereins für das Fürstentum Lichtenstein, Bd. 44, 1944, S. 22 ff.

¹¹⁰ Diese Haltung wird unterstrichen durch Kaisers Stellung zur Bundesverfassung von 1848. Er schreibt in seinen «Graubündnerischen Geschichten» vom Jahre 1852 (S. 276), daß die BV «den Eidgenossen Frieden und Versöhnung brachte und eine schöne Aussicht in die Zukunft eröffnete».

¹¹¹ Pieth, Bündnergeschichte, S. 386.

Dieser Mann also mit seinem hohen sittlichen Ernst, dessen Geist in ständiger Auseinandersetzung mit der Jugend jung geblieben war und der trotz aller Mäßigung den Bedürfnissen seiner Zeit lebhaftes Interesse und Wohlwollen entgegenbrachte, war zur Leitung der «Geschichtsforschenden Gesellschaft» wie berufen. Der historische Verein hatte bis anhin allein den Zweck verfolgt, den Bemühungen initiativer Historiker eine zweckmäßige Richtung zu geben. Bedeutungsvoll war eigentlich nur die Gründungsversammlung gewesen, wo man die Organisation und den Arbeitsplan der Gesellschaft diskutiert und festgelegt hatte. Später versammelte man sich denn auch nur selten und nur, um über den Stand der Forschung aufgeklärt zu werden und die Vereinsgeschäfte zu erledigen. Vom Verein aus gingen wenig Impulse, und die Forschung blieb ganz von der Initiative des Einzelnen abhängig. So sank die Zahl der Mitglieder von 1831 an bis 1848 um einen Drittel. Kaiser sah sich also vor die Aufgabe gestellt, die Tätigkeit im Schoße der Gesellschaft zu beleben. Das war nicht unmöglich. Unter Führung Theodor v. Mohrs war ein ansehnliches Quellenmaterial zusammengetragen worden. Das harrete der Bearbeitung. Wer immer sich als Geschichtsschreiber versuchen wollte, erhielt nunmehr die Gelegenheit, seine Originalarbeiten an den Versammlungen der «Geschichtsforschenden» vorzutragen. Man hoffte auf dankbare Zuhörer und auf ein wachsendes Interesse an der vaterländischen Geschichte.

Peter Kaiser, gewohnt das Beispiel zu geben, brachte in seiner zweiten geführten Sitzung die packende Biographie des Abtes Theodul Schlegel, jener heißumstrittenen Persönlichkeit aus der Zeit der Müsserfehden. Die Absicht, damit eine rege Vortragstätigkeit einzuleiten, wurde sichtlich begrüßt. In der nämlichen Sitzung meldeten sich sechs Herren zur Aufnahme in den Verein, unter ihnen der Kirchenhistoriker Domherr von Mont und Peter Conradin v. Moor.¹¹²

Einen Monat später stand ein junger Mann von hoher Gestalt mit scharf geschnittenem Haupt von individuellem Gepräge vor einer erwartungsvollen Zuhörerschaft: Christian Imanuel Kind (1818–1884)¹¹³. Er war evangelischer Geistlicher, seine Leidenschaft gehörte aber der Geschichte. Dank seines außerordentlichen Gedächtnisses und einer unermüdlichen Arbeitskraft eignete er sich reiche Kenntnisse an, die er später als kantonaler Archivar und Registrator in den Dienst des Vaterlands stellte. Mit gewandter und spitzer Feder verfaßte er Beiträge zur Geschichte des rätischen Freistaates und zur Reformation in den Bistümern Chur und Como. In Anerkennung seiner Verdienste sollte ihn später die Schweizerische Geschichtsforschende Gesellschaft mit der Herausgabe von Fründts Chronik und Campells «*Raetiae alpestris topographica descriptio*» betrauen. – Pfarrer Christian Kind war ein konservativer Geist, der sich ungeachtet aller Anfeindungen scharf gegen die radikale und zentralistische Politik wandte. Seine Liebe zum alten

¹¹² Staatsarchiv Graubünden, Chur, in B 2003 (Protokoll der Geschichtsforschenden Gesellschaft 1826–1865).

¹¹³ Bündner Tagblatt 1884, Nr. 124. Zu seiner Biogr.: Paul Kind, Geschichte der Bürgerfamilie Kind von Chur, Glarus 1918; Rudolf Jenny, Archivgeschichte, S. 338 ff.

Föderalismus ging so weit, daß Ständerat Peter Conradin v. Planta 1884 schreiben konnte: «In der schweizerischen Politik würde er ohne Anstand die alte Tagsatzung wieder eingeführt haben.»¹¹⁴

Zu den tätigen Mitgliedern, die ihre Mitarbeit im Sinne von Vorträgen und Mitteilungen zusagten, gehörten die Brüder Ulrich und Vincenz von Planta-Reichenau und Theodor v. Mohr. Sie waren seit der Gründungsversammlung 1826 die Stützen des Vereins geblieben. Während Theodor v. Mohr, sich selber treu, die Gesellschaft weiterhin mit Mitteilungen über wichtige Dokumente seiner Sammlung erfreuen wollte, gedachte Vincenz von Planta, dem wir eine Biographie J. Friedrich von Tscharners und eine Darstellung der Wirren des Freistaates der Drei Bünde 1797–1799 verdanken, aus seiner in Entstehung begriffenen neueren Geschichte Graubündens einzelne Partien vorzulesen.¹¹⁵ Und Oberst Ulrich v. Planta, ein Freund der Schule und Förderer des Handels und Verkehrs, versprach in seiner lebenswürdigen Art aus seinem historischen Tagebuch zu erzählen und die Geschichte der Herrschaften Reichenau, Hohentrins und Tamins zu bearbeiten. Angesichts der bevorstehenden aufschlußreichen Arbeiten beschloß der Verein am 8. Februar 1850, der Öffentlichkeit Zutritt zu besonders aktuellen Vorträgen zu geben.

Unter den Aktiven der jüngeren Generation zeichnete sich neben Christian Kind der Dichter Alfons v. Flugi (1823–1890) in besonderem Maße aus. Er suchte Graubündens Kraftgestalten aus dem 17. Jahrhundert und ließ sie, die Jenatsch, Salis und Planta, aufmarschieren. Aber auch staatsrechtliche Fragen der Gegenwart vermochten ihn anzuziehen. So vertrat er in seiner Schrift «Die Hoheitsrechte des Kantons Graubünden über das Bistum Chur» (Chur 1860) die Ansicht, daß sich der Staat in seiner fortschreitenden Entwicklung die Rechte verschaffen müsse, die er zu seinen Zwecken brauche und somit Anspruch auf die Hoheitsrechte über das Bistum habe. Dieser Ansicht traten die Anhänger des historischen Rechts mit aller Entschiedenheit entgegen. Es waren wieder zwei emsige Mitglieder der Geschichtsforschenden, nämlich Domkapitular Christian Leonhard von Mont und Johann Franz Fetz, Hofkaplan zu Vaduz, welche im Sinne einer Replik die Rechte des Hochstifts Chur von ältester Zeit bis auf die Gegenwart beleuchteten.¹¹⁶ Beide besaßen eine umfassende Urkundenkenntnis, insbesondere Johann Fetz, der zur Mohrschen Urkundensammlung wesentliche Beiträge geliefert hatte.

Die reformierte Geistlichkeit war vertreten durch den Churer Stadtpfarrer Leonhard Herold (1819–1902), der 1852 dem Verein als Präsident vorstand. Auch Staatsarchivar und Kanzleidirektor Johann Baptista v. Tscharnner (1815–1879) und die Brüder Anton und Johann Andreas v. Sprecher-Bernegg müssen erwähnt werden. Anton diente dem Verein während beinahe zwei Jahrzehnten als Aktuar, und der Kulturhistoriker Johann Andreas

¹¹⁴ Jahrbuch der HAGG 1884, S. 8.

¹¹⁵ BM 1851, S. 206.

¹¹⁶ Johann Federspiel, Alfons von Flugi, Diss. Zürich 1912, S. 56–58.

erfreute von 1857 an die Geschichtsfreunde mit seinen packenden Darstellungen zur rätischen Geschichte des 18. Jahrhunderts.

Wer indessen den fleißigsten Referenten sucht, trifft auf Conradin v. Moor. Allein in den Jahren 1860–1864 brachte er nicht weniger als acht Referate, vorwiegend Abschnitte aus dem ersten Teil seiner Geschichte Currätions. Moors Tätigkeit im Verein begann in der ersten Herbstsitzung 1854. Seit seinem Eintritt 1849 hatte er die Vereinsanlässe zwar getreulich besucht; er war aber nie mit einer eigenen Arbeit persönlich in Erscheinung getreten. Selbst das Vorwort und die Biographie zu seinem «Campell» hatte Theodor von Mohr geschrieben und vorgelesen. Erst nach dessen Tod im Juni 1854 trat Conradin aus dem Schatten seines Vaters und Wegbereiters hervor, um sein begonnenes Werk mit Mut und Tatkraft fortzusetzen und zu vollenden. Am 12. November 1854 übernahm Moor das Präsidium der Geschichtsforschenden, das er, mit einer kleinen Unterbrechung, bis zu ihrem Eingehen in die Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden im Jahre 1870 führte. Mit Rat und Tat standen ihm seine Freunde Peter Kaiser und J. A. v. Sprecher als Vizepräsidenten bei.¹¹⁷

Neben der Förderung der Vortragstätigkeit und dem Sammeln von Quellen bemühten sich Vorstand und Gesellschaft um die Herausgabe einer eigenen regelmäßigen Publikation. Das Vorhaben mußte an der geringen Finanzkraft des Vereins scheitern. Die Jahresbeiträge der gut dreißig Mitglieder und die schwachen und unregelmäßigen Subventionen des Kantons reichten höchstens hin, um wertvolle Publikationen einzelner Mitglieder zu unterstützen. So hatte die Gesellschaft schon 1848 durch Subskription eine Anzahl Exemplare des Mohrschen Archivs übernommen, um sie an jene Vereine abzugeben, mit denen man in Tauschverkehr getreten war. Nach dem Eingehen des Archivs wurde Conradin v. Moors bündnerischen Geschichtschreibern und Chronisten eine ähnliche Unterstützung zuteil. 1857 versuchten C. v. Moor, Rektor Kaiser, Domscholast von Mont und Kaplan Fetz nach dem Vorbild anderer Gesellschaften ein historisches Journal mit Codex diplomaticus zu schaffen. Sie hofften, die Unkosten mit Beiträgen der Vereinsmitglieder decken zu können, und die Gesellschaft sollte zehn Exemplare auf feste Rechnung übernehmen. Allein die Rechnung wollte nicht aufgehen. Buchhändler und Verleger Hitz konnte den Druck ohne eine Garantie von 150 Abonnenten nicht übernehmen. Was nun? Zweifellos wäre das Unternehmen zum Scheitern verurteilt gewesen, wenn nicht Conradin von Moor seinen unbesiegbaren Idealismus hätte leuchten lassen. Er erklärte sich bereit, den Codex diplomaticus in sein Archiv aufzunehmen und das Journal auf eigenes Risiko drucken zu lassen. Die Angelegenheit verzögerte sich trotzdem, und erst im Oktober 1861 griff man im Schoße der Gesellschaft die Diskussion über eine Jahresschrift, diesmal schon gegenständlicher mit dem Namen «Rätia» bezeichnet, wieder auf. Sie sollte 300

¹¹⁷ Staatsarchiv Graubünden: Protokolle der Geschichtsforschenden Gesellschaft 1849–1857 (B 2002). – Statistik über Vorträge, Sitzungen, Verhandlungen der Geschichtsforschenden Gesellschaft 1828–1865 (B 1152⁶). Protokoll der Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1869–1897 (B 2004). Friedrich Pieth. JHAGG 1938, S. 3–74.

Seiten umfassen, wovon man 144 dem Codex diplomaticus und ebensoviele für selbständige Abhandlungen aus der Bündnergeschichte einzuräumen gedachte. Mit 12 Seiten Vereinsstatistik hoffte man, mit C. v. Moor zu reden, «auch das Wohlwollen der sogenannten passiven Mitglieder» zu erlangen. Als Redaktoren zeichneten die beiden tätigesten Mitarbeiter Conradin v. Moor und Pfarrer Christian Kind. Sie gaben das Jahrbuch auf eigenes Risiko heraus und ließen in der Folge vier Jahrgänge erscheinen (1863, 1864, 1865, 1869).¹¹⁸ Außer Moor und Kind lieferten Alfons von Flugi und Peter Kaiser wertvolle Beiträge, und im dritten Band veröffentlichte Christian Kind eine von Victor Céréssole verfaßte Abschrift der «Relatione de Grisoni fatta dal segretario Padavino». Céréssole arbeitete jahrelang in den venetianischen Archiven und förderte äußerst wertvolle Urkundenschätze zur Schweizer- und Bündnergeschichte zutage, so «Les dépêches de Padavino 1607–1608» (1878) und «Del Governo e Stato dei Signori Svizzeri» (1874). Die Geschichtsforschende Gesellschaft Graubündens anerkannte seine Forscher-tätigkeit, indem sie ihn 1864 zu ihrem Ehrenmitglied ernannte.¹¹⁹

Als Präsident der Gesellschaft führte Moor eine umfangreiche Korrespondenz, die ihm persönlich zum Vorteil gereichte. Abgesehen vom Publikationsaustausch mit schweizerischen und ausländischen geschichtsforschenden Vereinen pflegte er mit namhaften Historikern Kontakt auf wissenschaftlicher Ebene. Da erkundigte sich der Luzerner Staatsmann und Geschichtsforscher Philipp Anton von Segesser nach den bündnerischen Hauptverträgen aus dem 15. Jahrhundert, die er auszugsweise in den zweiten Band der amtlichen Sammlung älterer eidgenössischer Abschiede aufnehmen wollte.¹²⁰ Egbert Friedrich von Mülinen in Bern, der an seinem Werk «Helvetia sacra» arbeitete, bat um Angaben über Bündner Klöster.¹²¹ Anfragen oder Auskünfte über Standort und Inhalt verschiedener Urkunden erhielt Moor unter anderen von Professor Balthasar Reber in Basel, von Ständerat Johann Jakob Blumer in Glarus, von Pater Gall Morell aus Einsiedeln, vom Zürcher Professor Gerold Meyer von Knonau und von Basilius Hidber und Moritz Stürler aus Bern.¹²² In der Mohrschen Briefsammlung liegen außerdem Schreiben von Universitätsprofessor Sickel aus Wien, von Professor und Oberbibliothekar Johann Friedrich Böhmer, Frankfurt, und vom kaiserlichen Rat und Custos in Wien, Josef Bergmann. Man kannte und schätzte Conradin v. Moor als versierten Kenner des rätischen Urkundenschatzes und

¹¹⁸ Ein Rezensent im Bündner Monatsblatt Nr. 6, Juni 1863 (S. 100/101), begrüßt das Erscheinen der Rätia, bedauert aber, daß sie nur von zwei Mitgliedern der Geschichtsforschenden Gesellschaft und nicht von ihr selbst herausgegeben wurde. Ferner vermißt er ein Vorwort und wünscht verschiedene redaktionelle Änderungen.

¹¹⁹ JHAGG 1938, S. 67.

¹²⁰ Staatsarchiv Graubünden, Briefe schweizerischer und auswärtiger Historiker an Th. und C. v. Mohr, St.A. Luzern. Privat. A. Segesser 17, 278–830.

¹²¹ Staatsarchiv Graubünden, Note 120. Fam. Archiv v. Mülinen, St-Légier (4 Briefe). Verdankenswerte Mitteilung von Herrn Frédéric v. Mülinen, En Jolimont, St-Légier.

¹²² Staatsarchiv Graubünden, Note 120; Zentralbibliothek Zürich, in Autogr. Ott 54; Zentralbibliothek Zürich, Familienarchiv Meyer v. Knonau 34 aa; Bürgerbibliothek Bern, Briefe Moors an Hidber und Stürler. Mss. Hist. Helv. III 81 und 103.

wußte – vor allem im Ausland – seine Bemühungen zu würdigen. Das Germanische Museum in Nürnberg wählte ihn zum Mitglied des Gelehrtenausschusses, die Antiquarische Gesellschaft in Zürich zum korrespondierenden Mitglied und die Genealogisch-heraldische Gesellschaft zu Fermo in Umbrien erhob ihn zu ihrem Ehrenmitglied.

Als eine erfreuliche Aufgabe innerhalb des Vereins wertete Moor die Äufnung der Bibliothek. Wenn es die bescheidenen Geldmittel auch nicht erlaubten, größere Anschaffungen zu machen, so waren doch Mitglieder und Freunde für eine Bereicherung des Bücherschatzes besorgt. Auch der Publikationsaustausch mit schweizerischen und ausländischen Gesellschaften brachte wertvolle Schriften ein. 1855 erhielt jedes Mitglied einen gedruckten Katalog der Bibliothek.¹²³ Und neun Jahre später verkündete Moor mit Stolz, daß die Vereinsbibliothek neben einer fast vollständigen Sammlung von Landesschriften, neben allerhand Antiquitäten und einer Kollektion Siegelabdrücke in Gips beinahe tausend meistens wertvolle Bände enthalte.¹²⁴ Immer wieder hatte die Lokalfrage Anlaß zu Erörterungen gegeben. 1838 rettete man die Bücherei aus einem feuchten Partererraum des Nicolaischulhauses in ein trockeneres und wohnlicheres Lokal im Hause Hauptmann Constanz Jecklins. 1848 stellte der neue Bibliothekar Alphons v. Flugi die Bände in einem Zimmer seines väterlichen Hauses auf, und 1852 brachte man sie ins alte Kantonsschulgebäude, wo sie auch den Lehrern der Kantonsschule zur unentgeltlichen Benutzung frei standen. Erst nach hartnäckigen Verhandlungen wurde 1857 die Vereinigung mit der Kantonsschulbibliothek zugegeben, allerdings unter Vorbehalt des Eigentumsrechts. Die Bestände wurden in den Bibliotheksaal der Kantonsschule verbracht und 26 Jahre später vorbehaltlos mit der neuen Kantonsbibliothek vereinigt.¹²⁵

Noch größere Sorgen als die Bibliothek bereitete der Versuch zur Schaffung eines Altertumskabinetts oder Museums. Der Vater dieses Gedankens war Rektor Peter Kaiser. Sein Vorschlag wurde in der «Geschichtforschenden» lebhaft begrüßt, und man hoffte, daß die im ganzen Kanton verstreuten und meist in mißlichen Lokalen aufbewahrten Altertümer gesammelt, geordnet und ausgestellt werden könnten. Aktuar Anton v. Sprecher anerbote sich freiwillig als Kustos. Man dachte an die Erstellung eines Verzeichnisses und bat den Churer Stadtrat um Zuweisung eines geeigneten Lokals. Die Behörde handelte im Gegensatz zur Geschichtforschenden Gesellschaft sehr bedächtig und versprach, die Angelegenheit zu untersuchen. Dabei blieb es. – Unterdessen wurde der Gesellschaft das Schlachtschwert des Klosterseer Hauptmanns Johann Jeuch, der in den Prättigauer Freiheitskämpfen Wunder der Tapferkeit verrichtet haben soll, zum Kauf angeboten. Der Kleine Rat erwarb den Zweihänder und ließ ihn zu den Waffen, Fahnen und Beute-

¹²³ Rätia, II. Jahrg., Chur 1864, S. 14/15. Im BM Nr. 12 1866 wird der Bestand mit 7000 Bänden angegeben. Diese Ziffer dürfte erst nach der Vereinigung mit der Kantonsschulbibliothek entstanden sein.

¹²⁴ Akten der Bibliothek der Geschichtforschenden Gesellschaft (Staatsarchiv Graubünden, B 1674).

¹²⁵ Wie Note 112, ebenso in JHAGG 1938, S. 53.

stücken aus dem Schwabenkrieg ins kantonale Zeughaus stellen. Am 17. Dezember 1859 zerstörte das Feuer sowohl das Zeughaus als die dort aufbewahrten antiquarischen Kostbarkeiten.¹²⁶ Weder Kundgebungen des Bedauerns noch Vorwürfe halfen. Erst ein gutes Jahrzehnt später gelang unter den Auspizien der von Peter Conradin v. Planta geführten Historisch-antiquarischen Gesellschaft die Schaffung des Rätischen Museums.

Zusammenfassend sei nochmals der Wirksamkeit der Geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden gedacht. In einem Brief vom 5. August 1855 an die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz hat Conradin v. Moor als Hauptzweck des Vereins das Sammeln des Quellenmaterials zu einer Geschichte des Landes angeführt.¹²⁷ Dieser Aufgabe ist die Gesellschaft stets und mit bleibendem Erfolg treu geblieben. Dem selbstlosen, idealen Sammeleifer vieler Mitglieder, insbesondere aber den Theodor und Conradin v. Mohrs, werden die Freunde der Bündnergeschichte ihre Dankbarkeit nie versagen. Der Wunsch des Vereins, durch Vorträge und finanzielle Unterstützung historischer Publikationen auf eine breite Zuhörerschaft wirken zu dürfen, ist nicht erfüllt worden. Mangel an Geld auf der einen, fehlendes Interesse auf der andern Seite mögen sich hemmend ausgewirkt haben.

Um die Mitte der sechziger Jahre trat auch innerhalb der Geschichtsforschenden eine merkliche Erlahmung ein.¹²⁸ Wie Moor feststellte, lagen die Schwierigkeiten für den kleinen Verein vorwiegend in der Natur des Landes. Die auswärtigen Mitglieder hatten zur Winterszeit schlechte Verbindungen mit der Kapitale. Sie konnten es sich nicht leisten, eines Vortrags oder einer Versammlung wegen ihre beruflichen Pflichten während längerer Zeit zu versäumen. Außerdem hatte der Tod in den Jahren 1862–1864 drei initiative Mitglieder des Vereins abberufen: Regierungsrat J. A. v. Sprecher, Oberst Emanuel v. Salis-Soglio und Rektor Peter Kaiser. – Weil es an jungem Nachwuchs fehlte und das Vereinsschiff bald nur mehr von älteren Herren besetzt blieb, vorwiegend von Vertretern des alten Bündner Adels, geriet die Gesellschaft allmählich «in den Ruf politischer Einseitigkeit».¹²⁹ Die Protokolle wurden mit Bleistift auf flüchtige Blätter skizziert, die Eintragungen ins Bibliotheksverzeichnis hörten auf, und Vorträge waren vom Januar 1865 an keine mehr zu hören.

Da erging 1870 vom Vorstand der neu gegründeten Antiquarischen Gesellschaft aus die Aufforderung an die Geschichtsforschende Gesellschaft, wie auch an den Literarischen Verein, sich mit ihr zu einer kulturellen Gemeinschaft zu verschmelzen. Das war wie ein Weckruf aus begonnenem Dornröschenschlaf. Am 27. Oktober 1870 teilte Conradin v. Moor an der konstituierenden Versammlung des neuen Vereins mit, die Historische Gesellschaft habe in ihrer Schlußsitzung die Verschmelzung mit der Antiquarischen Ge-

¹²⁶ JHAGG 1938, S. 54/55.

¹²⁷ Korrespondenz der Geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden 1826–1857 (Staatsarchiv Graubünden).

¹²⁸ Bündnerische Wochenzeitung 1864 (30. April).

¹²⁹ J. Heer, Ständerat P. C. v. Planta, S. 155.

sellschaft einmütig beschlossen.¹³⁰ Der neue Verein erhielt den Namen «Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden». Der Stifter der Antiquarischen Gesellschaft, Ständerat Peter Conradin v. Planta, wurde zum Präsidenten, Conradin v. Moor zum Vizepräsidenten ernannt. Der Historisch-antiquarischen Gesellschaft eröffnete sich ein weites, fruchtbringendes Arbeitsfeld. Die Gründung des Rätischen Museums, aufschlußreiche Ausgrabungen, die Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, die weitere Erschließung und Publikation von Quellen, das Ordnen der Gemeinde- und Kreisarchive und die Förderung kleinerer und großer historischer Arbeiten, das sind bleibende Verdienste, die mit dem Namen der Historisch-antiquarischen Gesellschaft verbunden bleiben.

Aus noch unaufgeklärten Gründen nahm Conradin v. Moor nur noch an einer Sitzung der neuen Gesellschaft teil. Von 1872 an fehlt sein Name im Mitgliederverzeichnis. Fürchtete er etwa, wieder – wie in seiner Jugend – im Schatten eines gewandteren und erfolgreichereren Mannes arbeiten zu müssen?

¹³⁰ Protokolle der Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1869–1897 (Staatsarchiv Graubünden).

Mittag und Abend des Lebens

Nachdem Conradin von Moor seinen Dichterruhm ausgeträumt und den Weg zur Geschichte gefunden hatte, reifte in ihm der Entschluß, sich zu verheiraten. Seine Wahl fiel nach langem Zögern auf die 21jährige Tochter des Bürgermeisters Christoph von Albertini, Elisabeth Flondrina.¹ Das ruhige, bescheidene Mädchen war schon dem Wetzlarer Primaner aufgefallen, als er sich während seiner Schulferien ab und zu als fröhlicher Lautensänger im Albertinischen Haus «auf dem Sand» aufgehalten hatte. Später schufen häufige Begegnungen, welche durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Familien Moor und Albertini gegeben waren, ein immer fester werdendes Band der Freundschaft und der Liebe. Aber erst nachdem Johann Andreas von Sprecher Conradin geraten hatte, die gefühlvolle und herzensgute «Cloe», die sicher eine stille und häusliche Frau sein werde, zu heiraten, entschloß er sich, dem Mädchen sein Herz anzutragen. Er löste eine unerwartete Begeisterung aus, und am 28. August 1846 fand die Trauung in der St. Martinskirche statt.² Das junge Paar fand im Haus an der Quader, wo der Vater und die drei Schwestern Conradins wohnten, ein behagliches Heim. Ein glücklicher Stern schien über dem jungen Ehebund zu leuchten. Am 31. Oktober 1847 gebar Elisabeth von Moor ein gesundes Mädchen, Anna Elisabeth. In den Jubel der Eltern stimmte ein ferner, weniger glücklicher Freund mit ein. Johann Andreas von Sprecher schickte fünf Wochen später aus dem fernen Klausenburg seine Wünsche, indem er schrieb: «Zum Voraus gratuliere ich Dir zu Deinem Knaben, denn ich glaube ganz bestimmt, daß Dein Erstgeborener ein Knabe sein werde. Machen wir eine Wette.»³ Wie nahe beisammen sind Freude und Leid! Kaum ein halbes Jahr nach der Geburt des Töchterchens stand Moor am Grab seiner Gattin. Eine tückische Auszehrung hatte ihr junges Leben ausgelöscht.

Moor hüllte sich in tiefes Schweigen. Trost fand er allein bei Gott, der ihm die harte Prüfung seines Glaubens und Vertrauens auferlegt hatte. In seiner Arbeit fand er Ablenkung von trüben Gedanken. Der Tochter Anna wurde durch Moors älteste Schwester Louise eine liebevolle Pflege zuteil. Sie überwachte das Kind bis zu ihrer Verheiratung mit dem deutschen Zeichenlehrer der Kantonsschule, Professor Kaselitz.

Moor hatte sich zu einer zweiten Ehe entschlossen. Anläßlich eines Hochzeitsballes in Wetzlar im Herbst 1852 mochte er eine nette Dame kennengelernt haben. Jedenfalls reiste er am 3. Januar 1854 nach Paris, und nachdem ihm der Vater die Verlobungskarten expediert und Verkündeschein sowie Kopulationsbewilligung nachgeschickt hatte, ließ er sich am 9. Februar mit Elisabeth Johanna Josephina Handner trauen.⁴

¹ Theodor v. Mohrs Frau aus 3. Ehe, Regina Constanzia Gugelberg von Moos und Elisabetha v. Albertini-Gugelberg von Moos waren Schwestern.

² Eheregister der Stadt Chur (1837–1868), Nr. 557.

³ Sprecher an Moor, Klausenburg, anfangs Dezember 1847.

⁴ Familienchronik Mohr, Eheregister der Stadt Chur (1837–1868), Nr. 1042; Sprecher an Moor, Bern, 20. 7. 1852.

Moors zweite Gattin entstammte einer Wetzlarer Bürgerfamilie. Sie hatte während mehreren Jahren als Gesellschafterin einer Lady in England gedient, ehe sie den Weg über Paris nach dem stillen Chur fand. Sie wurde dem Bündner Historiker eine treubesorgte Gattin.

Bundesstatthalter Theodor v. Mohr erlebte die Geburt seines ersten Enkels nicht mehr. Eine Lungentuberkulose zehrte an seinen Kräften. Wenige Tage vor Eintritt des Todes vollzog er aus innerer Überzeugung den Übertritt zur katholischen Kirche. Er wollte einer Gemeinschaft angehören, die auch nach dem Tode für ihn bete und von der er die Rettung seiner Heimat vor dem eingesetzten Kulturzerfall erwartete.⁵ Wenn auch nicht alle seine Kinder diesen Schritt verstanden, so ehrten sie doch den Ausdruck einer freien Überzeugung. Theodor v. Mohr starb am 1. Juni 1854 im Kreise seiner Kinder, die ihn als «treuen, guten Vater» im Andenken behielten.⁶

Die Lücke, welche der Tod gerissen hatte, war bald durch neues Leben ausgefüllt. Noch im gleichen Jahr schenkte Conradin v. Moors Gattin einem Knaben, Theodor, das Leben. 1856 kam Conradin zur Welt, 1858 Maximilian Albert, 1860 Joseph Egon und 1863 Ludwig Anselm. Wie stolz war der glückliche Vater auf seine Kinderschar! Er behütete sie liebevoll, ja geradezu ängstlich. Beim geringsten Unwohlsein eines Kindes wurde der Arzt, Dr. Raschèr, in die Quader gerufen, ein origineller Mann, der wohl dank seines raschentschlossenen und zielsicheren Vorgehens das unbedingte Vertrauen der Familie Moor besaß.⁷ Conradins Sorge galt nicht zuletzt seiner Frau. 1866 und 1867 schickte er sie auf einen längeren Erholungsurlaub nach Parpan.

Als Freund der Schule hielt Moor viel auf gute Bildung und Erziehung. In geradezu vorbildlicher Weise brachte er seinen Kindern die Liebe zur Heimat und zur vaterländischen Geschichte bei. Auf vielen Wanderungen ins Engadin, Bergell, Bündner Oberland, aber auch nach Zürich, ins Tirol und nach München führte er sie vor historische Denkmäler und erzählte ihnen von Heldentaten der Väter, von ihren Freuden und Sorgen und Begegnungen mit hilfreichen und grauenhaften Spukgestalten. Er erzählte so, wie es nur ein Talent kann, dem die Vergangenheit in ihrem unerschöpflichen Reichtum lebendiges Dasein geworden ist. Moors Bildungskunst fand einen köstlichen Niederschlag im Reisetagebuch seines ältesten Sohnes.⁸ Sorgfältig und sauber verzeichnete der neunjährige Theodor seine erste «Lustfahrt». Jedes Jahr brachte wieder neue Reiseabenteuer, über die der Sohn mit wachsendem Alter mehr zu berichten wußte.

Wenn Conradin v. Moor auf Reisen war, es mochte sich um Ferien- oder Geschäftsreisen handeln, dann lebte er in Feststimmung. Das waren die Stunden und Tage, wo er sich von seiner mühsamen Arbeit erholen konnte. Da trank er in guten Gaststätten genießerisch den köstlichen Veltliner Wein und ließ sein Söhnchen nicht nur mit einem Glas Wasser daneben sitzen. Mit

⁵ Vgl. Chr. Schmid, Th. v. Mohr, S. 116 ff.

⁶ Familienchronik.

⁷ Bündner Haushaltungs- und Familienbuch 1935, S. 15.

⁸ Theodor v. Moor, Reisen und Lustfahrten. Staatsarchiv Chur, B 761.

spitzbübischem Schmunzeln notierte der Kleine häufig in sein Tagebuch: «Veltliner getrunken», «Salami gegessen». – Im Bergell, in Süs und in Österreich besuchte man Verwandte und Freunde. Und wenn Moor vor die Türen von Buchhandlungen oder Archiven kam, dann konnte er für Stunden die Einzüge von Versicherungsprämien vergessen. Besondere Anziehungspunkte bildeten außerdem alte Gemäuer, und insbesondere der Mohrenturm in Zernez, «den wir in allen seinen Theilen genau untersuchten. Der schon längst von Papa gemachte Plan, denselben anzukaufen, erhielt dadurch neue Nahrung und fand auch bei mir (bei Th. v. Moor) großen Beifall.»⁹

Den Lichtpunkten in Moors Leben standen schwere Schatten gegenüber. Armut und Vereinsamung war das Schicksal des alternden Historikers. Während er in den sechziger Jahren noch daran denken konnte, den Mohrenturm in Zernez, wo im 13. Jahrhundert der Ahne Egenius de Ceron¹⁰ als bischöflicher Ministeriale gewirkt hatte, zu kaufen, mußte er später auf die Realisierung eines solchen Planes gänzlich verzichten.¹¹ Sein Vermögen war aufgebraucht. Er hatte es in reinem Idealismus im Glauben an den hohen geistigen und ethischen Wert der historischen Forschung und unbelastet von kaufmännischen Ambitionen hingegeben. Der größte Teil der Druckkosten des Codex diplomaticus und des Archivs ging auf seine Rechnung. Und die Herausgabe der Bündnergeschichte brachte den edlen Autor dermaßen in finanzielle Bedrängnis, daß er sich während seiner letzten Lebensjahre den «Luxus» historischer Forschungsarbeit kaum mehr leisten konnte. Er sah sich gezwungen, Zimmer zu vermieten, und sein Arbeitstisch bot ein verändertes Bild. An Stelle von Urkunden und Chroniken machten sich nichtssagende Versicherungspolice breit. Conradin v. Moor hatte schon von seinem Vater die Hauptagentschaft der Schweizerischen Mobiliarassekuranz sowie die Agentschaft der französischen Phönixgesellschaft, der Lebensversicherungsbank, des «Phönix» in Paris, der Agiendra assicuratrice in Triest, der Stuttgarter Renten-Anstalt und der Gotha'schen Lebensversicherungsbank übernommen.

1864 überließ er die «Mobiliarversicherung» den Herren Dalp & Co. in Chur. Drei Jahre später übernahmen die Herren Bauer in Chur die «Phönix». Es scheint, daß sich Moor zu jener Zeit immer weniger um seine Versicherungen kümmerte. Von 1867–1873, in den Jahren, da er fieberhaft an seiner Bündnergeschichte arbeitete, erschienen im Bündner Kalender nicht einmal mehr die sonst regelmäßigen Notizen seiner Agentur. – Dann sah er sich aber wieder gezwungen, dem Erwerb nachzugehen. Er wurde Hauptagent der Feuer- und Lebensversicherung «Umbraine» in Paris und der Zürcher Unfallversicherung, der Magdeburger Spiegelglasversicherungsgesellschaft, der Lebensversicherung «Equitable» in New York und der Sächsischen Viehversicherungsbank in Dresden.¹²

⁹ Th. v. Moor, Reisen und Lustfahrten, Staatsarchiv Chur.

¹⁰ Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, V/127.

¹¹ Vgl. Bürger Steuerbuch der Stadt Chur 1850–1860, L–Z.

¹² Bündner Kalender, Jahrgänge 1850, 1851, 1853, 1854, 1859, 1860, 1861, 1862–1886. Bündner Zeitung: 1854 Nr. 12, 1855 Nr. 55 und 71, 1871 Nr. 1. Freier Rätier 1871 Nr. 1.

Mit Bedauern stellen wir fest, daß Conradin v. Moor, ein Forscher, der einen einmaligen Einblick in den Quellenstand der rätischen Geschichte besaß und der nicht nur die Kunst, sondern auch den Willen und den Idealismus hatte, den Bündnern ihre Geschichte zu schreiben, im letzten Jahrzehnt seines Lebens ein kümmerliches und freudloses Dasein fristen mußte. «Mit Recht darf man sich fragen, ob es der alte Freistaat der Drei Bünde hier nicht an Dankbarkeit und Edelmut habe fehlen lassen», sagt Christian Schmid.¹³ Wenn Moor auch nicht um Lob und Dank gearbeitet hat, so mußte er doch enttäuscht erfahren, daß der «Freistaat der Drei Bünde» die Tätigkeit eines Geschichtsschreibers und Forschers nicht zu würdigen wußte. Die führenden Häupter seines Heimatkantons waren wenigstens bis 1874 bestrebt, die schlummernden staatlichen Kräfte gemäß den liberalen Forderungen nach Vereinheitlichung zu aktivieren. Man arbeitete an der Reorganisation des Post-, Zoll- und Münzwesens, der Wirtschaft, des Schulwesens und der Armenpflege, Straßen mußten ausgebaut werden, eine Finanzreform war fällig, und Ständerat Peter Conradin von Planta schuf ein neues kantonales Straf- und Zivilgesetz. Die geistige Blickrichtung dieser tätigen, fortschrittsgläubigen Welt wies unbekümmert nach vorn. Zukunft hieß das Zauberwort. Und über einer «kraftvollen Zuwendung an die verfassungsmäßige, gesetzgeberische und wirtschaftliche Ausgestaltung des Landes» verkannte man den Wert ergrauter Urkunden.¹⁴ Dem bündnerischen Staatsarchiv war damals nur ein äußerst bescheidener Schattenplatz zugewiesen.¹⁵ Daß bei einer solchen Wertschätzung der Dinge der historischen Forschertätigkeit und selbst einer großangelegten Bündnergeschichte wenig Bedeutung zugemessen wurde, liegt auf der Hand. Man erkannte erst später, daß nicht nur Politiker, Juristen, Ingenieure, sondern auch einsame Forscher und Geschichtsschreiber am Aufbau der Welt teilnehmen.

Öffentliche Kreise betrachteten den Advokaten Moor mit einigem Argwohn. Nie beteiligte er sich am politischen Leben und hielt sich bewußt von «jener Klasse» fern, die «in Vorversammlungen Bürgermeister und Rat bestellte».¹⁶ Wohl deshalb hielt man ihn dort für den resignierten Sohn des konservativen Bundesstatthalters Theodor v. Mohr. In konfessioneller Hinsicht traute man ihm keine feste Haltung zu, war er doch der Sohn eines Konvertiten.¹⁷

Das bittere Gefühl zunehmender Vereinsamung bemächtigte sich des alternden Historikers, als seine Kinder das elterliche Haus verließen. Sie alle hatten des Vaters Reise- und Abenteuerlust in die Wiege bekommen. Sie suchten ihr Glück in der weiten Welt, und nur die Tochter Anna kehrte in ihren alten Tagen, nachdem sie sich in Mazedonien, Konstantinopel und Südrußland aufgehalten hatte, in ihre Heimat zurück. In verschiedenen Auf-

¹³ Christian Schmid, Th. v. M., S. 128.

¹⁴ Rudolf Jenny, Das Staatsarchiv Graubünden in landesgeschichtlicher Schau, Chur 1957, S. 329.

¹⁵ Wie Note 14, S. 314 ff.

¹⁶ Sammelband von historischen Notizen über die Familie v. Mohr (B 1146).

¹⁷ Vgl. Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1873, Nr. 231.

sätzen gedachte sie ihrer Jugendzeit und der Erlebnisse des «Studiosus Balthasar», ihres Vaters. 1934 trat sie mit einer «Alt-Churer-Geschichte aus dem süßen Winkel» an die Öffentlichkeit.¹⁸ Das Büchlein fand eine recht günstige Aufnahme. In einer kurzen Besprechung lesen wir: «Eine Churerin hat es geschrieben, die mit ganzer Seele an ihrer Vaterstadt hängt. Goldener Humor übersinnt die feingespinnene Liebesgeschichte, zu der das trauliche Städtchen den Rahmen spendet. . .».¹⁹ Anna Moor starb 1943 im hohen Alter von 96 Jahren. Sie ruht auf dem Friedhof Daleu in Chur.²⁰

Theodor von Moor wurde Architekt. 1878 reiste er über Holland nach Sumatra, wo er auf Plantagen arbeitete. Anfang September 1881 erhielt der Vater aus Kairo die Todesnachricht seines ältesten Sohnes.²¹

Conradin trat mit 15 Jahren in den Seedienst. Er arbeitete sich mit «eiserner Willenskraft» vom Schiffsjungen zum Seeoffizier empor und diente längere Zeit als Zahlmeister des Reichspostdampfers «Danzig» vom Norddeutschen Lloyd. Vorgesetzte und Untergebene schätzten ihn als einen tüchtigen, vielseitig gebildeten und humorvollen Kameraden. In der Nacht auf den 2. Dezember 1896 kam Conradin von Moor beim Untergang des Dampfers «Salier» an der spanischen Küste in den Wellen um.²²

Ein weniger bewegtes Leben führte Maximilian Albert. Er ließ sich in Winterthur nieder und wurde Kaufmann. Von seinen fünf Kindern leben heute noch Anna Frieda Elisabeth, Frieda und Max Theodor Moor.²³

Die beiden jüngsten Söhne des Geschichtsschreibers wanderten nach Rußland. Joseph Egon wurde Gutsverwalter. Er trat zur griechisch-orthodoxen Kirche über und hieß nach vollzogener Taufe Georg Petrow. Seiner ersten Ehe mit Alexandra Kusnetzoff entsprossen zwei Mädchen, der zweiten Ehe mit Maria Philippona Banderkin drei Mädchen und ein Knabe. Am 12. Oktober 1906 wurde Georg Petrow in Dshubzi von einem Räuber ermordet.²⁴

Ludwig Anselm war in Odessa verheiratet, wo er als Gärtner arbeitete. Er starb 1931 in Dschankoy auf der Krim.²⁵

Schmerzlich berührte Moor der Verlust seiner besten Freunde. Alfons v. Flugi verließ Chur schon 1874, um zuerst in Zürich und später am Genfersee Wohnsitz zu nehmen. Um so enger mag Moor die Freundschaftsbande mit Johann Andreas v. Sprecher geknüpft haben, der seit 1864 in seinem Wohnhaus in der Oberen Gasse Antiquitäten verkaufte und in der Freizeit kulturhistorische Studien trieb. Nicht nur Freundschaft, auch eine eigen-

¹⁸ Anna v. Moor, Aus bewegten Tagen, Chur 1934. Aufsätze der Anna v. Moor sind zu lesen: NZZ 1915 Nr. 270 und 301, NZZ 1921 Nr. 296 und 302. Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch, Jahrgänge 1932–1939.

¹⁹ Haushaltungs- und Familienbuch 1935, S. 20.

²⁰ Neue Bündner Zeitung 1957, Nr. 302.

²¹ Zivilstandsregister Chur, Bd. VI, 1881, Tod Theodor v. Moors am 1. September 1881 in Kairo.

²² Freier Rätier 1896, Nr. 304, Zivilstandsregister Chur, Bd. XXV 1900.

²³ Zivilstandsregister Chur.

²⁴ Bürgerregister, Zivilstandsamt der Stadt Chur, Schweizerisches Geschlechterbuch 1910, S. 277 ff.

²⁵ Bürgerregister, Zivilstandsamt der Stadt Chur.

artige Schicksals- und Wesensverwandtschaft hat die beiden Männer verbunden.²⁶ Sie schwärmten in ihrer Jugend von klassischen Helden und Idealen und träumten von späterem Schriftstellerruhm. Zu früh verließen sie beide die Universität, um erst nach ruhelosem und mühsamem Suchen den Weg zu reifem schöpferischem Schaffen zu finden. Mit opferfreudiger Hingabe und unermüdlichem Arbeitseifer widmeten sie sich der Geschichte ihrer Heimat. Ihre Werke sind von Erkenntnisdrang, Wahrheitsliebe und Streben nach hohen geistigen und sittlichen Zielen erfüllt und zählen zu den vorzüglichsten Schöpfungen bündnerischer Geschichtsschreibung.

Sprecher erlag am 8. Januar 1882 einem Herzschlag. Sein Hinschied wird kaum einen seiner vielen Bekannten schmerzlicher berührt haben als Conradin von Moor. Vier Jahre später, am Morgen des 25. Juni 1886, schloß auch er nach längerem Leiden an Arteriosklerose die Augen für immer. Seine sterbliche Hülle wurde am Sonntag, den 27. Juni, auf Daleu der Erde übergeben.

Moors Hinschied fand in der Presse kaum einen Nachhall. Eine kleine Notiz im «Freien Rätier» und in den «Bündner Nachrichten» meldete den Tod des Geschichtsschreibers. Lediglich im «Bündner Tagblatt» erschien ein dürftiger Nachruf, der mehr die Verdienste Theodor v. Mohrs als die seines Sohnes hervorhebt. Der Verfasser des Nekrologs bedauert, daß Moor nicht ein größeres otium cum dignitate beschieden gewesen sei, sein großes Geschichtswerk wäre dann «langsamer ausgereift und einer gediegeneren Vollendung entgegengeführt worden». Die Zeilen enden mit einem bitteren Vorwurf an die Republik, die ihre Einrichtungen so treffe, daß nur Durchschnittsmenschen recht und schlecht bestehen könnten.²⁷

Solche Bemerkungen sind angesichts des großen geistigen Erbes, das uns Conradin von Moor hinterlassen hat, völlig bedeutungslos. Wir stellen mit Freude fest, daß Moor die Frage Conrad Ferdinand Meyers

«Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?»

ernst genommen hat. Sein «kleines stilles Leuchten» ist und bleibt die «Geschichte von Currätien und der Republik gemeiner drei Bünde», der wir uns nunmehr zuwenden wollen.

²⁶ Vgl. Hans Graß, Johann Andreas v. Sprecher, Chur 1945, S. 67 f.

²⁷ Bündner Tagblatt 1886 Nr. 151. Notizen in Freier Rätier 1886 Nr. 150. Bündner Nachrichten 1886 Nr. 75. Todesanzeige in Freier Rätier 1886 Nr. 148.

Moors Bündnergeschichte

Veranlassung

Wer Moors Geschichte von Currätien liest, fühlt sich in die Zuhörerränge eines Gerichtssaals versetzt, wo ein ergriffenes Publikum der Rede des Staatsanwalts lauscht. Angeklagt sind die Generationen, welche dereinst die rätischen und eidgenössischen Länder bewohnten. Ihre umfassende Wirksamkeit wird in prägnanten Zügen wiederholt und feierlich beurteilt. Unwiderruflich fallen die härtesten Sentenzen. Sie treffen Personen und Geschlechter, denen die durch ihre Vorfahren errungenen Güter genügten und die in müßiger Selbstbeschauung die Entwicklung der Menschheit hemmten.¹ Um so freudiger gibt der Anwalt Kunde von Förderern der Wissenschaft und der Kultur, von all jenen, die den Drang verspürten, die Welt zu gestalten. Er fordert seine Zuhörer auf, sich an ihrem Vorbild aufzuschwingen, um dadurch Anteil zu gewinnen am Aufbau der Welt, als der eigentlichen Bestimmung der Menschheit.²

Der Leser der Bündnergeschichte lauscht einem Geschichtsschreiber, der behaupten konnte: «... In dem Geschichtsschreiber wie dem Helden wohnt die gleiche Begeisterung.»³ Mit diesem Bekenntnis sagt Moor einerseits aus, daß er von der Bewegtheit der Geschichte ergriffen wird, daß also der Ansporn zu seinem Handeln in der Realität wurzelt. Andererseits fühlt er sich gerade angesichts der Weltwirklichkeit verpflichtet zu handeln, und zwar so zu handeln wie ein Held, der sich für die bedrohten Mitmenschen aufopfert. Mit unverkennbarer Deutlichkeit vertritt Moor jenen spezifisch abendländischen Geist, der – mit Karl Jaspers zu reden – den Versuch macht, «den Aufstieg in der Weltgestaltung selbst zu finden, das Wahre nicht nur in einem Idealreich anzuschauen, sondern zu verwirklichen, durch Ideen die Steigerung der Wirklichkeit selbst zu gewinnen».⁴

An praktischen, zu umfassender Tätigkeit anspornenden Ideen und Motiven fehlte es Moor nicht. Sein Werk, das in den Jahren 1869–1874 erschienen ist, wurde durch den Danteforscher Giovanni Andrea Scartazzini charakterisiert als eine Arbeit, «welche als Frucht eines riesigen Fleißes zum erstenmal ein unendlich zerstreutes und verzettelttes Material sammelt und zu einem organischen Ganzen vereinigt».⁵

Tatsächlich besaß Graubünden bis 1876 keine eigene zusammenhängende Beschreibung seiner Geschichte. Wohl hatte der deutsche Theologiekandidat Heinrich Ludwig Lehmann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine historisch-geographische Schilderung Graubündens geschrieben, die aber infolge der mangelhaften Quellenbasis und der ungenügenden Ortskenntnis des Verfassers nie brauchbar wurde. Auch Heinrich Zschokkes Skizze «Die drey ewigen Bünde im hohen Rhätien» vom Jahre 1798, die

¹ Vgl. Moor II, S. 997 ff.

² Vgl. Moor II, S. 199 ff.

³ Moor II, S. 1163.

⁴ Karl Jaspers, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte, Zürich 1949, S. 91.

⁵ Allgemeine Zeitung Augsburg 1870, Nr. 182, Beilage.

für die Hand des Schülers bestimmt gewesen, ermangelt, nach dem Urteil Friedrich Pieths, des historischen Werts.⁶ Die erste, einer umfangreichen Quellenkenntnis entspringende Zusammenfassung der Bündnergeschichte ist Johann Ulrich von Salis-Seewis zu verdanken.⁷ Sie ist aber sehr kurz und reicht nur bis ins 15. Jahrhundert. – Ähnliche treffliche Arbeiten stammen vom deutschen Kantonsschullehrer Georg Wilhelm Roeder⁸, einem Mitbegründer und tüchtigen Mitglied der Geschichtsforschenden Gesellschaft Graubündens, und vom Zürcher Arnold Escher von der Linth⁹, der im Verein mit Roeder an den wissenschaftlichen Bestrebungen der bündnerischen Naturforschenden Gesellschaft regen Anteil nahm. Ein erfreuliches Bändchen war 1858 erschienen. Rektor Peter Kaiser hatte im Auftrage des Erziehungsrates die «Graubündnerischen Geschichten» für die reformierten Volksschulen erzählt. Das Lehrbuch beschränkt sich aber auf 277 Seiten und konnte den Anspruch auf eine pragmatische Darstellung der Bündnergeschichte nicht befriedigen. Als solche sollte erst das Moorsche Werk Beachtung finden. Es war denn auch der Wunsch, seinem Vaterland Bünden das erste umfassende Geschichtswerk schreiben zu dürfen, der Conradin von Moor bei seiner mühevollen Arbeit stets anspornte.¹⁰

Er kannte aber noch ein edleres Motiv seines Wirkens, schreibt er doch im Vorwort zum ersten Band seiner Geschichte von Currätien: «Wenn übrigens gegenwärtige Arbeit den Sinn für vaterländische Geschichte im bündnerischen Publikum rege zu machen vermag, so hält sich der Verfasser für genügend belohnt. Dann wird auch ein Befähigterer und im Erforschen neuer Quellen vielleicht Glücklicherer nicht fehlen, der die Geschichte der drei rätischen Bünde in vollkommenerer Weise seinen Landsleuten vorführt.» – Was Moor erstrebt, ist Belehrung, Wahrheit, Aufmunterung zur Tat im Dienste des Fortschritts. Übrigens äußern zu seiner Zeit drei andere namhafte Bündner Historiker, die sich auch um die Erforschung und Darstellung der Geschichte ihrer Heimat bemühten, dieselbe Absicht. So bemerkte Peter Conradin von Planta schon 1847: «Es ist für unsern Kanton gewiß wenig ehrenvoll, daß derselbe bis zur Stunde keinen eigenen Geschichtsschreiber gefunden hat.»¹¹ Wenn er später selber zur Feder griff, um seinen Landsleuten eine Reihe bester Arbeiten vorlegen zu können, so hat er damit nicht den Zweck verfolgt, Archivregale zu füllen, sondern «das Herz des Volkes warm zu halten für seine Geschichte und sein historisches Bewußtsein als ein fruchtbares Saatfeld für alles Große und Edle» zu pflegen.¹² – Die nämliche hohe Meinung von der volkserzieherischen Aufgabe des Geschichtsschreibers

⁶ Friedrich Pieth, Bündnergeschichte, S. 528. 1817 erschien Zschokkes Buch in erweiterter Form.

⁷ posthum 1830 erschienen. Abgedruckt in Moors Archiv, Bd. VI.

⁸ Erschienen in «Gemälde der Schweiz», 1838, 15. Band.

⁹ In Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, von Ersch & Gruber (ersch. 1848), Bd. 88 (Artikel «Graubünden»).

¹⁰ Moor I, im Vorwort.

¹¹ Freier Rätier, 1. Januar 1847, Nr. 1.

¹² Abschrift aus einer Rede P. C. Plantas, September 1901. Zit. aus J. Heer, Ständerat P. C. v. Planta, Bern 1916, S. 135.

vertrat auch Johann Andreas von Sprecher im Nachwort zu seiner Kulturgeschichte der Drei Bünde; und Wolfgang von Juvalt widmete seine «Forschungen über die Feudalzeit im Curischen Rätien» dem Vaterlande Graubünden.

Es war aber auch die Liebe zur Sprache, die Moor zum Schreiben veranlaßte. Als gebürtiger Romane hatte er seit seinem Wegzug aus dem Engadin wenig Gelegenheit gehabt, sich in der «lingua materna» auszudrücken. Dafür gewann er während seiner Studienjahre in Wetzlar, Heidelberg und Berlin eine enge Beziehung zur deutschen Sprache. Er bildete seinen Stil an den deutschen Klassikern, schrieb längere autobiographische Aufsätze und hatte zum Deutschen bald ein so vertrautes Verhältnis, daß er sagen konnte, die liebe Muttersprache – er meinte das Deutsche – sei neben der ehrlichsten auch die anmutigste.¹³ So tritt sie uns auch in Moors Werk entgegen. Sicher und ruhig fließt sie in den erzählenden Partien. Wenn sich des Autors Geist aber an den Idealen des Fortschritts, der Bildung oder der Freiheit erwärmt, dann sprühen seine Worte und lodern vor Überzeugungskraft. Man lese nur die Schlußbetrachtung zum Kapitel «Das Bistum Chur und die Reformation»!¹⁴

Ein weiterer Antrieb zu Moors Schaffen darf nicht unerwähnt bleiben. Theodor von Mohr, der verdienstvolle Sammler bündnerischer Urkunden, hatte im Vorwort zu seinem Codex diplomaticus den Wunsch geäußert: «Möge doch bald der Meister erstehen, der dieses Material, das der Herausgeber als Handlanger für ihn zusammentrug, verarbeitet.» Sein Sohn und Mitarbeiter fühlte sich diesem Wunsch verpflichtet. Wem stand es näher, das väterliche Erbe anzutreten, als ihm? Er hatte von seinem Vater die Liebe zur Geschichte geerbt; er hatte von ihm gelernt, wie man Urkunden sammelt, registriert und verwertet; er war der erste Arbeiter in der Werkstatt seines Vaters gewesen. Er kannte dessen Wünsche wohl. Und kaum hatte der alte Mohr die Augen geschlossen, ging Conradin mit Bienenfleiß an die Lösung seiner Lebensaufgabe: an die Vollendung und Krönung des väterlichen Werkes.

Aber nicht nur allein das Verlangen, diesen edlen Zielen nachzustreben, hatte Moor während Jahren und Jahrzehnten an den Arbeitstisch gefesselt. Er suchte nebenbei eine bescheidene Anerkennung seiner Fähigkeiten als Historiker durch Gelehrte und durch die Öffentlichkeit. Das, was er als Jurist oder Politiker nicht erreichen konnte, nämlich einen Namen, wie ihn sein Vater hatte, versuchte er sich als Geschichtsschreiber zu erwerben. So bat er den Zürcher Gelehrten Georg von Wyß, ihn bei einem guten deutschen Verleger zu empfehlen: «Heutzutage müssen unbekannte Namen unter die Ägide eines bekannten sich stellen, um nicht als todegeboren ans Licht zu treten.»¹⁵ Ferner erscheinen die Titelblätter der drei Bände der Bündnergeschichte etwas großartig. Im letzten Band (von 1874) wird der Autor erwähnt als «Conradin von Moor, Ordentliches Mitglied des Gelehrten-Aus-

¹³ Autobiographie S. 147.

¹⁴ Moor II, S. 203.

¹⁵ Moor an Georg von Wyß, Brief vom 27. 12. 1864.

schusses des Germanischen Museums zu Nürnberg, correspondirendes Mitglied der antiquarischen Gesellschaft von Zürich und Ehrenmitglied der genealogisch-heraldischen Gesellschaft zu Fermo in Umbrien». Das Bedürfnis Moors, sich einen eigenen und von dem seines Vaters unabhängigen Namen zu schaffen, spricht sich schließlich in der Änderung der Schreibweise seines Geschlechtsnamens aus.¹⁶ Es ging ihm dabei nicht um eine gelehrte Spielerei, sondern er wollte sich buchstäblich einen Namen machen. Jedermann kannte den Bundesstatthalter Mohr und wußte dessen Forschungen auf historischem Gebiet zu würdigen. Niemand aber gedachte seines Sohnes, der schon während Jahren in aller Stille Urkunden gesammelt und Chroniken übersetzt hatte. Zweifellos erhoffte sich Moor mit der Änderung seines Namens eine vermehrte Aufmerksamkeit des Publikums für seine eigenen, vom Vater unabhängigen Arbeiten.

Weit größer aber als das Verlangen, beachtet und anerkannt zu werden, war Moors Liebe zu seinem Vaterland, zum Bündnervolk und zu dessen Geschichte. Diese Liebe, gepaart mit dem sehnlichen Wunsch, das väterliche Erbe zu krönen, haben ihn veranlaßt, die Bündnergeschichte zu schreiben.

¹⁶ Staatsarchiv Graubünden. Dokumente und Briefe der Familie Mohr. Notiz Conradin von Moors: «von Moor» (früher v. Mohr, welche Schreibweise ich mit 1. Januar 1860 änderte, weil der Buchstabe h erst im vorigen Jahrhundert in den Namen geschmuggelt wurde. Früher schrieben wir uns einfach Mor).

Der Weg

Am 9. Juni 1854, acht Tage nach dem Tod seines Vaters, erhielt Conradin von Moor einen Brief von Oberst Johann Ludwig von Wurstemberger (1783–1862) aus Wittigkofen bei Bern. Der erfahrene Offizier und Historiker munterte seinen jungen Bündner Freund mit liebenswürdigen Worten auf, die geplante pragmatische Darstellung der Bündnergeschichte zu schreiben. Er riet ihm, dabei zwei Grundsätze zu beachten. Der eine – er mochte geradezu vermessen klingen – hieß: Der Geschichtsschreiber darf nicht zu viel Zeit auf das Sammeln des Quellenmaterials verwenden. Er läuft sonst Gefahr, sich in einer unübersehbaren Fülle schriftlicher Überlieferung zu verlieren. Offenbar war Wurstemberger der Sammeleifer Moors bekannt; vielleicht wußte er, daß sich jener täglich um fünf Uhr früh an den Schreibtisch setzte und nie zum Frühstück ging, ehe er eine mittelalterliche Urkunde abgeschrieben hatte.¹ Zweifellos befürchtete er, Moor fehle die Kraft, sich über das gesammelte Material zu schwingen, um in geistigem Höhenflug die Geschichte seiner Heimat zu singen.

Bedeutungsvoller war der zweite Ratschlag. Wurstemberger erwartete vom Geschichtsschreiber, daß er zur wahrhaften Illustration seiner Darstellungen charakteristische Sagen und Episoden einflechte.² Volkssagen und andere mündliche Überlieferungen enthielten Wahrheitsfunken und dürften deshalb nicht weggeworfen werden. Allerdings sollten sie, zur Unterscheidung von nachweisbaren Tatsachen, in einem «Möglichkeitskonjunktiv» erzählt werden.³ – Und in gleichem Zusammenhang lesen wir in einem späteren Brief: «Strenge, partheilose Darstellung quellenmäßiger Wahrheit ist die erste Bedingung einer guten Geschichtschreibung.» Die Geschichte dürfe der Welt nicht so geboten werden, wie sie wünsche, daß sie sich zuge tragen haben möchte, etwa nach «Zschokkischer Revolutionstaktik», und falsche Abstreichungen seien ebenso gut zu unterlassen wie «Müller'sche Rhapsodismen». – Diese Bemerkungen vermitteln deutlich den Wahrheitsbegriff Wurstembergers. Von aufklärerischer Geschichtsschreibung wollte er nichts wissen, weil der Rationalist die Geschichte mißbrauchte, um die Wahrhaftigkeit seiner vorgefaßten philosophischen, moralischen oder politischen Auffassungen zu bekräftigen. Aber auch die Heldengesänge des Johannes von Müller sagten ihm wenig zu. Sie mochten zwar das Nationalgefühl stärken; aber sie entsprachen nicht der quellenmäßigen Wahrheit, die unter allen Umständen gewahrt werden mußte. Wurstemberger bekannte sich als Verfechter der kritischen Schule, wenn er verlangte, daß alle historischen Arbeiten auf einer sicheren und breiten Quellenbasis stehen. Seine Kritik reichte indessen nicht so weit wie etwa die eines Joseph Eutych Kopp (1793–1866), der die Gründungssage der Eidgenossenschaft einer ge-

¹ Benedikt Hartmann, *Der Dichter der Donna Ottavia*, J.A. v. Sprecher; in *Bündner Haushaltungs- und Familienbuch* 1931, S. 12.

² Wurstemberger an Moor, 9. Juli 1854 (Staatsarchiv Graubünden, B 1151).

³ Wurstemberger an Moor, 18. Januar 1861 (Staatsarchiv Graubünden B 1151).

⁴ Wurstemberger an Moor, 18. Januar 1861 (Staatsarchiv Graubünden B 1151).

nauen wissenschaftlichen Analyse unterzog und es als Innerschweizer wagte, sie als unhistorisch abzulehnen. Wurstemberger liebte und achtete die historischen Sagen und Mythen, weil sie als echte Überlieferungen Wahrheitsfunken enthielten. Mit Goethe mochte er alle jene zum Teufel gewünscht haben, die die edelsten Erzählungen als Erfindungen verspotteten und nicht erkannten, «daß nur eines falsch und unecht sei, nämlich das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt».⁵

«Ohne übertriebene wissenschaftliche Skrupel zu machen»,⁶ befolgte Moor die Anweisungen Wurstembergers. Er nahm Sagen und anekdotenhafte Erzählungen mit in sein Werk auf und ließ sich dabei von der Ansicht leiten, daß «Landessagen, Märchen und Legenden» mit Sitten, Religion und Sprache eines Volkes innig verwachsen seien. Gar oft böten sie den Schlüssel zur Lösung von kulturgeschichtlichen und politischen Rätseln.⁷ Allerdings dürften Sagen und Wundergeschichten niemals als Beweismaterial angeführt werden, da sie lediglich den Geist kennzeichnen, dem sie ihre Entstehung verdanken.⁸

Als tüchtiger Stilist wußte Moor, daß eine historische Darstellung durch Einfügen von Sagen und Anekdoten ihre Strenge verliert. Sie wirkt heiter und poesievoll. Gerade weil die Anekdote allgemein faßlich, oft witzig und stets aktuell ist, vermag sie breitere Volksschichten für historische Persönlichkeiten und Ereignisse zu interessieren. Und was beabsichtigte Moor mit seiner Geschichte von Currätien anderes als die Freude der Bündner an ihrer Geschichte zu wecken?

Moor brachte dem Berner Freund volles Vertrauen entgegen. Pünktlich ließ er ihm alle seine Neuerscheinungen zustellen und bat ihn schließlich, einen Vortrag über die fürstliche Herrschaft des Victoridengeschlechts in Graubünden, den er am 4. September 1861 anlässlich der XVII. Versammlung der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Schaffhausen zu halten gedachte,⁹ einzusehen und zu begutachten.¹⁰

Es drängen sich hier die Fragen auf: Wer war Oberst Johann Ludwig von Wurstemberger, und wie kam Moor dazu, gerade ihn als seinen Vertrauensmann zu wählen?

Hans von Greyerz nennt Wurstemberger den «Spätling unter den patri- zischen Historiographen Berns».¹¹ Nach dem endgültigen Sturz des Patri- zates 1831 zog er sich, langsam seinen politischen Groll verschmerzend, nach Wittigkofen zurück. Dort wandte er sich dem Studium der Geschichte zu

⁵ Benedetto Croce, *Die Geschichte als Gedanke und als Tat*, Bern 1944, S. 199.

⁶ Vgl. Peter Liver, Peter Conradin von Planta, Separatabdruck aus *Schweizer Juristen der letzten hundert Jahre*. Bern 1945, S. 203.

⁷ Moor II, S. 203.

⁸ Autobiographie S. 136.

⁹ *Anzeiger für schweizerische Geschichte und Altertumskunde*, 7. Jahrgang, Nr. 4, 1861.

¹⁰ Wurstemberger an Moor, 10. Mai 1861.

¹¹ Hans von Greyerz, *Nation und Geschichte im bernischen Denken*. Bern 1953, S. 157.

und fand, wie mancher andere resignierter Politiker seiner Tage, eine neue Lebensaufgabe in der Historiographie.¹²

1837 erschien seine Mülinen-Biographie, 1851 das Lebensbild von Rodts. Eine Berner Geschichte zu schreiben blieb ihm versagt, weil man ihm aus politischen Gründen die neueren Archive sperrte. Da grub er nach alten Urkunden und ließ bis 1858 sein vierbändiges Werk «Peter der Zweite, Graf von Savoyen» entstehen. Nach seinem Tode (1862) erschien die Arbeit im Druck, die ihn zuletzt beschäftigt hatte, nämlich die «Geschichte der alten Landschaft Berns».

Es ist bezeichnend, daß die Blickrichtung dieses alten Patriziers in die fernere Vergangenheit geht. Die neueste Geschichte seines Staates berührte er nicht. Sie erinnerte ihn schmerzlich an die «ungerechte, mutwillige Zerstörung der Grundlagen des bisherigen staatlichen Daseins».¹³ Diese Überzeugung teilte er durchaus mit Conradins Vater, mit Theodor von Mohr; das wußte er, und deshalb bekannte er in einem Brief an Conradin von Moor, er bewundere die Geschichtsauffassung seines Vaters.¹⁴

Wer aber Mohrs Bündnergeschichte kennt, der weiß, daß der Autor keineswegs jener Zeit nachtrauert, wo das Patriziat die Macht im Staat und die Verantwortung für das Wohl und Wehe der Bürger und Bauern trug. Die Zeitepoche zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und 1798 heißt bei ihm die Zeit der «Erschlaffung». Erst mit der französischen Revolution erwacht der Bürger aus seiner «selbstverschuldeten» politischen und geistigen «Unmündigkeit». – Ein Geschichtsschreiber, der sich den neuen Idealen verschrieben hat, sucht vor und während der Ausführung seiner Arbeit die Ratschläge eines Patriziers! Wie läßt sich das erklären? Moor hatte mit seinem Vater den fachmännischen Ratgeber verloren. Unter den Geschichtsfreunden in Bünden lebte damals kein erfahrener Historiograph. Wer lag da näher als ein Bekannter oder Freund seines Vaters? Zu diesen Freunden zählten die besten Historiker der Schweiz; Männer, die aber ausnahmslos auf konservativer Seite standen.¹⁵ Theodor v. Mohrs Korrespondenz enthält die Namen der bekanntesten Forscher, wie die Pater Gall Morels von Einsiedeln, Graf Friedrich Egberts von Mülinen aus Bern, Georg von Wyßens und Gerold Meyers von Knonau aus Zürich, Johann Kaspar Zellwegers, Trogen, und des Berners Johann Ludwig von Wurstemberger. Wurstemberger hatte damals schon zwei Biographien herausgegeben, und es war Moor sicher nicht unbekannt, daß er an seinem großen Werk über «Peter den Zweiten von Savoyen» schrieb. Seine reiche Erfahrung, die er sich autodidaktisch erworben hatte, teilte er stets gerne jüngeren Forschern mit. So stand er in literarischem Verkehr mit Staatsarchivar Moritz Stürler, Adolf Kasthofer, Professor Georg von Wyß, Anton Philipp von Segesser, Dr. Johann Heinrich Gelzer, Profes-

¹² Wie Emanuel Friedrich von Fischer (1786–1870) und Bernhard Emanuel von Rodt (1776–1848).

¹³ Hans von Greyerz, Nation und Geschichte im bernischen Denken. Bern 1953, S. 158.

¹⁴ Wurstemberger an Moor, 9. Juni 1854.

¹⁵ Vgl. dazu Christian Schmid, Th. v. Mohr, Chur 1950, S. 106.

sor Basil Hidber, die er alle «bestens zu ermuntern und zu unterstützen» verstand.¹⁶ Schließlich mag dem Bündner das knorrige Wesen des Berner Obersten nicht wenig imponiert haben, vor allem aber seine Ehrlichkeit, seine Hilfsbereitschaft und sein tief im Christentum verankertes Pflichtbewußtsein.¹⁷

Nach dem Tode Wurstembergers fand Moor im Zürcher Professor Georg von Wyß einen neuen, sehr würdigen Vertrauensmann.

Georg von Wyß wurde als Sohn des Zürcher Bürgermeisters David von Wyß 1816 geboren. Wenige Tage nach seiner Geburt erlag die Mutter einem tückischen Scharlachfieber. David von Wyß heiratete ein Jahr später die Tochter eines persönlichen und politischen Freundes, des Berner Schultheißen Nikolaus Friedrich von Mülinen. In späteren Jahren hielt sich Georg von Wyß öfters während der Ferien bei seinem verehrten Großvater auf dessen Landgut in der Karthause bei Thun auf. Dort entdeckte er einen reichen Bücherschatz und gewann eine erste Neigung zur Geschichte des Mittelalters. Seine besondere Aufmerksamkeit galt damals aber nicht der Geschichte oder der Politik, sondern der Mathematik und Physik. In Zürich, Genf und Berlin oblag er fleißig seinen Studien, bis ihn 1839 die Erkrankung und der Tod des Vaters veranlaßte, die Studien aufzugeben und heimzukehren. Damals erwachte sein angeborenes politisches Interesse. Es entzündete sich an der Volkserhebung gegen die führenden Liberalen, die, unvorsichtig genug, die Wahl des Theologieprofessors David Friedrich Strauß an die Zürcher Universität erzwungen hatten. In jenen stürmischen Septembertagen mochte Georg von Wyß die Ansicht des Heidelberger Studenten Moor geteilt haben, der den Volksaufstand eine großartige Erscheinung des 19. Jahrhunderts pries und frohlockte, daß sich der gesunde, unverdorbene Kern der Massen gewaltsam Bahn gebrochen gegen eine Schale «rationalistischer Sophistik» und des «Indifferentismus».¹⁸

Auch Georg von Wyß begrüßte den Umschwung und zeigte enge Sympathie zu der neu eingesetzten Regierung. Das politische Interesse rief das historische wach. 1840 war von Wyß bei der Gründung der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft in Baden zugegen, und in den folgenden Jahren beschäftigte er sich mehr und mehr mit privaten historischen Studien.

Unterdessen wuchs unter dem Eindruck der stürmischen Ereignisse im Aargau und in Luzern die Opposition gegen die herrschende konservative Regierung in Zürich. Im Sommer 1847 verlor Wyß sein Amt als zweiter Staatsschreiber, das er seit 1842 pflichtbewußt versehen hatte. Tief verletzt zog er sich von der politischen Bühne zurück und vertiefte sich in historische Arbeiten. 1849 und 1850 erschien die Geschichte der Familie Maneß, und später folgte die Bearbeitung der Geschichte der Abtei Zürich. Der Autor wies sich über gründliche Quellenstudien aus, und bald wuchs er durch enge

¹⁶ R. von Diesbach, Biographie Wurstembergers in «Sammlung bernischer Biographien», herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Bern, IV. Band, Bern 1902, S. 138.

¹⁷ Ebenda, S. 135.

¹⁸ Autobiographie S. 129.

Beziehungen mit Dr. Ferdinand Keller, Professor Hottinger, Ratsherr Heußler und Professor Vulliemin in den Kreis der führenden Schweizer Historiker seiner Zeit hinein. Neben seinem fruchtbaren Wirken in der «Geschichtsforschenden», der er als Sekretär des Vorstandes und von 1854 an während beinahe 40 Jahren als Präsident wertvolle Dienste leistete, habilitierte sich Georg von Wyß auf Grund einer Arbeit über das römische Helvetien an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich. 1858 wurde er außerordentlicher Professor. «Große Pflichttreue, gepaart mit rastloser Förderung des eigenen Wissens, wohlwollende uneigennützige Mithülfe, wo Anlaß dazu vorhanden war, liebenswürdige Weitherzigkeit im Umgang, Geschäftsgewandtheit, flüssige Rede und Feder haben Wyß zu einer weltweiten Wirkksamkeit verholfen.»¹⁹ Aus rastloser Tätigkeit heraus wuchs denn auch sein grundlegendes Werk zur Historiographie der Schweiz.

Wie ungezählte Schweizer Historiker, so fand auch Moor bei diesem Manne Rat und Unterstützung. Das war wohl kein Zufall. Wer schon mit Georg von Wyß während der Jahresversammlung der Geschichtsforschenden Gesellschaft verkehrt und seine Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit und seinen Reichtum an Kenntnissen erfahren hatte, fühlte sich vertrauensvoll zu ihm hingezogen. Auch Moor lernte ihn als Mensch und Wissenschaftler schätzen. Sein Verhältnis zu Georg von Wyß war zweifellos durch das Gefühl einer innigen Wesens- und Schicksalsverwandtschaft mitbestimmt. Sie stammten beide aus altadeliger Familie. Beider Väter hatten in der gleichen Partei für den Bestand des alten Staatenbundes gekämpft und, in die Minderheit versetzt, ihren früheren Einfluß verloren. Die Haltung der Väter bestimmte weitgehend das Schicksal der Söhne. Georg von Wyß blieb konservativ. Er kämpfte mit Wort und Schrift für seine Partei und verlor deshalb 1847 sein Amt, wurde 1858 nicht als Staatsarchivar gewählt und mußte mit einer Ernennung zum Extraordinarius ohne Gehalt vorlieb nehmen, bis ihn 1870 die «Demokraten» zum Ordinarius der Zürcher Hochschule beförderten. Der ererbte Wunsch, führender Staatsmann zu werden, ging ihm nicht in Erfüllung, und nicht zuletzt deshalb, weil er wegen seines «lebhaften und starken Empfindens» nicht zum Politiker geboren war.²⁰

Auch Conradin von Moor fühlte sich zum Staatsdienst hingezogen. Er studierte die Rechte und versuchte als Anwalt in die Spuren seines Vaters zu treten. Der Erfolg blieb ihm versagt. Der Politiker wie der Anwalt muß sich nur zu oft mit Härte und kämpferischer Lust durchsetzen können. Moor aber war empfindsam, und seine bescheidene Zurückhaltung bei öffentlichem Auftreten wurde als Schwäche verstanden. So zog er sich, wie sein Freund Georg von Wyß, in die Studierstube zurück. Dort fand er Ruhe und Befriedigung in wissenschaftlicher Tätigkeit. – Spät und als Autodidakten kamen

¹⁹ In der Schrift «Zum Andenken an Prof. Dr. Georg von Wyß und dessen Gattin Anna Regina von Wyß», Zürich 1894, S. 25. Siehe: Gerold Meyer v. Knonau, Lebensbild des Prof. G. v. Wyß (Zürich 1896); Anton Largiadèr, Aus dem politischen Briefwechsel von Georg v. Wyß, Zürcher Taschenbuch 1947.

²⁰ Paul Schweizer und Hermann Escher, Georg von Wyß, zwei Nekrologe. Zürich 1894, S. 43.

Wyß und Moor zur Geschichte. Von der Auffassung ausgehend, daß nur gründliche Quellenforschung die Basis einer soliden Geschichtsschreibung sein kann, machten sich beide umsichtig mit den Quellen vertraut. Aus diesem Studium erwachsen Editionen von Urkunden und Chroniken, quellenkritische Arbeiten und später die Werke, welche bleibende Anerkennung verdienen: die «Geschichte der Historiographie in der Schweiz» und «Die Geschichte von Currätien und der Republik gemeiner drei Bünde».

Aus der Korrespondenz der beiden Historiker sind einige Bruchstücke erhalten geblieben.²¹ Am 15. Juli 1861 kündigt Moor dem Präsidenten der Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz an, daß er für die Jahresversammlung eine Abhandlung über die Victoriden vorbereitet habe. Am 4. September des gleichen Jahres hielt Moor vor versammelter Gesellschaft in Schaffhausen seinen Vortrag.²² In mehreren Diskussionen in weiterem oder engerem Kreis erfuhr Moor Anregungen und Impulse zu seinen großen Bemühungen um die Geschichte Bündens.

1864 war Moor soweit, daß er Georg von Wyß die bereinigte «Geschichte Rätians unter den Römern» zur Beurteilung vorlegen konnte. Am 5. Dezember erhielt er das Manuskript zurück. Wyß entschuldigte sich mit der ihm eigenen Bescheidenheit, daß er in römischen Dingen nicht kompetent sei. Trotzdem aber wußte er Moors Arbeit in klaren Worten zu begutachten. Er traue dem Livius, Plinius und Justin zuviel, heißt es da; sie hätten voneinander abgeschrieben. Ferner werden verschiedene Worterklärungen (wie Taurisker = Urner) angezweifelt. Im übrigen aber habe Wyß die Arbeit Moors mit Interesse gelesen und wüßte keine wesentlichen Änderungen vorzuschlagen. Was die Form anbetreffe, so dürften «Controversen» abgekürzt werden, und im Text solle nur das «eigene entschiedene Urteil» Platz finden. Entgegenstehendes und Polemik gehöre in die Anmerkungen.

Moor war für gute Ratschläge sehr empfänglich. Am 27. Dezember 1864 schrieb er nach Zürich: «Mein Manuskript ist mir richtig zugekommen und danke Ihnen aufrichtig für Ihre Bemerkungen, von welchen ich möglichst Nutzen zu ziehen trachten werde. Namentlich gilt dies davon, alle Polemik in die Noten zu verweisen und im Text nur eine Meinung walten zu lassen. Ich werde das ganze umarbeiten und das Resultat mancher seither gemachten Studien mitaufnehmen.»²³

Moor war überzeugt, daß ihm Wyß zuverlässig geraten hatte. Er scheute die Mühe einer neuen Umarbeitung nicht. Er wußte aber auch um das große Ansehen, das der Zürcher in den Kreisen in- und ausländischer Historiker und Verleger genoß. Deshalb bat er ihn im selben Brief, er möchte ihn auf einen renommierten deutschen Verleger aufmerksam machen und jenem die Drucklegung der Bündnergeschichte empfehlen. «Ich brauche kaum zu be-

²¹ Fünf Briefe Moors an Georg von Wyß sind in Privatbesitz von Herrn Dr. iur. David von Wyß, Basel. Sie sind mir in sehr verdankenswerter Weise zur Verfügung gestellt worden. Zwei Briefe Georg von Wyßens an Moor sind im Staatsarchiv Graubünden, B 1151 und B 2151 (8).

²² Anzeiger für schweizerische Geschichte und Altertumskunde, 7. Jahrgang, Nr. 4, 1861.

²³ Moor an Georg von Wyß, 27. 12. 1864.

merken», schreibt Moor, «daß eine empfehlende Zeile von Ihnen mir Türe und Tor öffnen würde.»²⁴ Es läßt sich leider nicht feststellen, was Georg von Wyß geantwortet hat. Moor ließ jedenfalls seine Bündnergeschichte nicht in Deutschland drucken. Sie erschien zu Anfang des Jahres 1870 im Verlag der Antiquariats-Buchhandlung in Chur. Seinem Ratgeber aber zollte er Dank, indem er ihm am 17. Februar den ersten Band seines Werkes als «Zeichen der Verehrung» übermachte.²⁵

Hatte Moor von Wurstemberger und Wyß wertvolle methodische Anregungen zur Gestaltung des ersten Teils seiner Bündnergeschichte erhalten, so war es Ferdinand Keller, der ihn auf zuverlässige, neueste Quellen aufmerksam machte. Keller war Gründer und Präsident der Antiquarischen Gesellschaft von Zürich. 1800 geboren, gehörte er noch der älteren, in der Romantik wurzelnden Generation an. Er studierte Theologie, kam als Erzieher nach England und wurde dort angesichts der Grabhügel von Salisbury Plain von einer romantischen Begeisterung für die ehrwürdigen Zeugen alter Kulturen erfaßt. Nach seiner Heimkehr regte er in Zürich die Erforschung der vaterländischen Altertümer an. Mit derselben Hingabe, mit der ein Theodor von Mohr Urkunden sichtete, sammelte und beschrieb Keller die ergrauten oder verwitterten Zeugen vergangener Zeiten. In den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft veröffentlichten er und seine Mitarbeiter die Erfolge der Forschungen. Es entstanden Schriften über Gräber, Pfahlbauten und römische Siedlungen, und mit den erfreulichen Ergebnissen wuchs der Ansporn zu neuen Leistungen. Theodor Mommsen, der 1852–1854 an der Zürcher Universität römisches Recht lehrte, veröffentlichte, durch Kellers «erfrischendes Wesen» angeregt, die «Inscriptiones Confoederationis Helveticae latinae» und den Aufsatz «Die Schweiz in römischer Zeit».²⁶

Auch Moor geriet in den Bann des Zürcher Antiquars. Er mag ihn durch seinen Vater kennen gelernt haben, der reiselustig, wie später der Sohn, oft nach Zürich fuhr und enge Beziehungen zu den führenden Historikern der Zwinglistadt unterhielt. Ferner dürfte Conradin von Moor während des gemütlichen Beisammenseins im Kreise der schweizerischen «Geschichtforschenden» das leutselige Wesen Kellers nicht entgangen sein. Jedenfalls schrieb er später an ihn freundschaftliche Briefe. Und auch Ferdinand Keller richtete an den Bündner nicht nur Schreiben wissenschaftlichen Inhalts. Wenn er seine Ferien im Bündnerland verbringen wollte, dann erfragte er bei Moor die Adressen guter Gasthöfe. Er erhielt stets zuverlässige Empfehlungen.²⁷

Die Beziehungen mit Keller weiteten Moors wissenschaftlichen Gesichtskreis. Während seiner «Lehrzeit» hatte er sich eigentlich nur auf das Stu-

²⁴ Moor an Georg von Wyß, 27. 12. 1864.

²⁵ Moor an Georg von Wyß, 17. 2. 1870.

²⁶ Vgl. Richard Feller, Die schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert, Zürich und Leipzig 1938, S. 107.

²⁷ Briefe Moors an Ferdinand Keller in Briefsammlung des Landesmuseums in Zürich (Mess-P, Band 17).

dium geschriebener Quellen verlegt im Glauben, daß sie allein zu streng wissenschaftlichen Erkenntnissen führten. Erst durch Ferdinand Keller erfuhr er die Bedeutung der Bodenforschung und der Sammlung von Antiquitäten. Ohne die Bemühungen des Antiquars war ja ein Studium der menschlichen Frühzeit gar nicht denkbar. Und wieviel Wissenswertes über die Kultur der alten Völker Ägyptens, Griechenlands oder Italiens mußte gleichsam mit Pickel und Schaufel aus dunkler Erde gegraben werden? Ja, sogar das Mittelalter und die neuere Zeit wurden faßbarer durch die Anschauung gesammelter und in Museen ausgestellter Gegenstände.

Diese Erkenntnis führte Moor zu den Altertümern. Fleißig schickte er Bilder, Münzen und Statuetten nach Zürich und bat den Fachmann, sie zu begutachten und zu schätzen.²⁸ Seine Bemühungen wurden denn auch anerkannt. Im Sommer 1859 erhielt Moor das Diplom als korrespondierendes Mitglied der antiquarischen Gesellschaft von Zürich, worauf er nicht wenig stolz war.

Die Ergebnisse der Kellerschen Forschungen waren für Conradin von Moor von so großer Bedeutung, daß sie einen reichen Niederschlag in seiner Bündnergeschichte fanden. Im Abschnitt «Die römische Herrschaft» taucht Kellers Schrift «Die römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz» immer wieder als Bezugsquelle auf. Neben Keller wird auch Mommsen als ein «geistreicher Geschichtschreiber der Neuzeit»²⁹ fleißig zitiert. Durch Aneignung der neuesten verbindlichen Forschungsergebnisse gewann Moors Darstellung der Römerherrschaft in Rätien an Aktualität und Wahrhaftigkeit. Wenn er sich nun nicht mehr, wie früher, ausschließlich auf die Darstellungen der römischen Schriftsteller zu stützen brauchte, dann hatte er dies vorwiegend dem Zürcher Forscher Ferdinand Keller zu verdanken.

Auswertung der Quellen

Moor erhebt für sein Werk den Anspruch, daß es die Bündnergeschichte «zum ersten Male im Zusammenhange und nach den Quellen bearbeitet» bringe.³⁰ Der Ausdruck «Zusammenhang» wurde nicht immer richtig verstanden. So hielt man Moor entgegen, er stütze sich ja bei seinen Ausführungen immer wieder auf frühere «Darstellungsversuche», seine Arbeit sei demnach keinesfalls die erste zusammenhängende Geschichte Rätiens.³¹ Zusammenhang wurde offensichtlich mit Zusammenfassung verwechselt; denn Moor wollte nicht nur die zerstreuten Materialien zu einer Landesgeschichte zusammentragen, sondern die Ereignisse nach ihrem inneren Zusammenhang, nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung, studieren und darstellen.³²

²⁸ Wie Note 27, Band 11.

²⁹ Moor I, S. 93.

³⁰ Siehe Moors Bündnergeschichte, Titelseite.

³¹ NZZ 1870, Nr. 371 (Rezension).

³² Siehe Vorwort zur Bündnergeschichte und Brief Ludwig v. Wurstembergers an Moor, 9. Juni 1854.

Das hatte bis anhin allerdings noch niemand unternommen. Die bereits vorliegenden Darstellungsversuche waren ausnahmslos kurze Zusammenfassungen oder Lehrbücher für die Schule.

Wie steht es um die Bearbeitung der Historie nach den Quellen? In der Kritik zu Moors Bündnergeschichte werden verschiedene, sich widersprechende Stimmen laut. Giovanni Andrea Scartazzini, zweifellos der tüchtigste unter Moors Rezensenten, schreibt, der Verfasser sei «wohlbewandert in den Quellen».³³ In einer zweiten Besprechung schwächt er dieses Urteil nur wenig ab.³⁴ Anders lauten zwei Meinungen in der Bibliographie der Schweiz. Moor sei in zu hohem Grade von bereits vorhandenen Arbeiten abhängig³⁵ und die «wahren Quellen» wären zu wenig berücksichtigt worden,³⁶ heißt es dort. Schließlich äußert sich Rektor Bott von der Kantonsschule, ein Gelehrter, der Moors Werk mit aufrichtiger Freude begrüßt hat, mit folgenden Worten: «Herr von Moor, der seinem Werk den Vorzug der erstmaligen quellenmäßigen Bearbeitung der Bündnergeschichte vindicirt, dürfte aber das hiesige Landesarchiv und namentlich die Bundesprotokolle zu wenig in den Bereich seiner Quellen hereingezogen haben und wird mitunter von den letztern (damit sind die Chronisten gemeint) gar zu sehr abhängig.»³⁷

Es ist nicht schwer, anhand der zahlreichen Fußnoten Moors auf die Quellenbasis seines Werkes zu kommen. Im ersten Teil der «Geschichte Currätians» – von den Anfängen bis zur Gründung des Dreibündestaates – erscheint als Hauptbezugsquelle die Mohrsche Dokumentensammlung. Sie umfaßt über 8000 handgeschriebene Urkundenkopien in 29 Bänden und ist die großartige Sammlung, die Theodor v. Mohr im Hinblick auf eine umfassende Bündnergeschichte angelegt hat. Die Dokumente stammen aus den sorgfältig durchprüften bündnerischen Klosterarchiven, aus dem bischöflichen Archiv, dem Landesarchiv, vielen Gemeinde-, Kreis- und Bezirksarchiven und endlich aus privaten Sammlungen der Familien v. Planta in Fürstenu, v. Castelmur in Coltura, v. Ott in Grüşch und aus der Engelschen Sammlung in Fideris.³⁸ Auch aus außerbündnerischen Archiven wurden wertvolle Bestände gesammelt, so aus dem Archiv zu BERN, aus dem Archiv der Abtei Einsiedeln, aus Wegelins Regesten der Abtei Pfäfers, aus Bergmanns Urkundenbeständen der vorarlbergischen Herrschaften, aus Jägers Chur-Tirol-Archiv usw.

Es ist einleuchtend, daß Conradin von Moor wie kein anderer dazu berufen war, die väterliche Sammlung auszuwerten. Er kannte sie gründlich, zumal er sie ja selber durch zahlreiche Kopien ergänzt und erweitert hatte und außerdem als Herausgeber des III. und IV. Bandes des Codex diplomaticus zeichnete. Er hat die Dokumentensammlung erschöpfend und gewandt ausgewertet; aber nicht nur sie: auch die im Landesarchiv aufbewahrte

³³ Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1870, Nr. 182; ebenso in «Der freie Rätier» 1871, Nr. 119.

³⁴ Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1873, Nr. 231.

³⁵ Bibliographie der Schweiz, IV. Jahrgang 1874.

³⁶ Bibliographie der Schweiz, III. Jahrgang 1873.

³⁷ J. Bott, Der angebliche Bund von Vazerol vom Jahre 1471, Chur 1880, S. 44.

Marschlinser Sammlung wurde geprüft, ebenso gedruckte Quellen, wie die Capitularien des Bischofs Remedius³⁹ und die Jahrzeitbücher der Kirche zu Chur.⁴⁰ Viel zitiert wird Eichhorns *Episcopatus Curiensis* und Burklehners *Rhetia Austriaca*. Aber auch der chronikalische Stoff wurde geprüft und verwertet, so die Werke der Chronisten Campell, Guler und Sprecher, aber auch Stumpfs *Schweizerchronik* sowie Tschudis *Gallia comata* und *Chronik* fehlen nicht. Ferner erscheinen in den Abschnitten über das Rätien der vorrömischen und römischen Zeit umfassende Hinweise auf Bemerkungen römischer Historiker und Dichter zu den Ereignissen und Zuständen im alten Rätien.

Es würde zu weit führen, ein Verzeichnis der von Moor benützten Literatur zu erstellen. Die mannigfachsten und einschlägigsten Arbeiten wurden zu Rate gezogen: Ferdinand Kellers «Römische Ansiedlungen in der Ostschweiz», Theodor Mommsens «Schweiz in römischer Zeit», Niebuhrs «Römische Geschichte» und Savignys «Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter» – um nur einige zu nennen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß sich der erste Teil der Bündnergeschichte auf ein Quellenmaterial stützt, das in Bedeutung und Umfang geradezu imponierend ist und ein äußerst solides Fundament für eine historische Darstellung bildet. Auch die verwendete Literatur ist umsichtig und sorgfältig ausgewählt worden, so daß Friedrich Pieth mit voller Berechtigung sagen konnte, Moors Bündnergeschichte bleibe «für die ältere Zeit noch lange die grundlegende Darstellung».⁴¹

Die Quellenlage zum zweiten Teil der Geschichte Currätien – die Zeit zwischen dem Schwabenkrieg und dem Anschluß Bündens an die Eidgenossenschaft umfassend – läßt sich ebenfalls besehen. Aus der Mohrschen Dokumentensammlung ließ sich nicht mehr viel beibringen, hingegen fand Moor in den Urkundensammlungen von Florin und Scandolära wertvolle Unterlagen zur Geschichte der Reformation. Bedeutend und eigentlich grundlegend für die Darstellung des 17. und 18. Jahrhunderts sind die Bestände des bündnerischen Landesarchivs, die Moor beigezogen hat. Es sind dies, wie aus Text und Fußnoten zu schließen ist, die Bundestags- und Landesprotokolle, die Dekreten der Gerichtsgemeinden und Einzelbünde, Gerichtsprotokolle, die Protokolle des Maßner Prozesses von 1711 und des Thusner Strafgerichts von 1618, ferner die Landesschriften der Drei Bünde, enthaltend Streitschriften, Ausschreiben, Manifeste usw.⁴² Ebenso wurden die Eidgenössischen Abschiede, soweit sie damals gedruckt vorlagen,⁴³ ausgewertet. Die Bedeutung der bündnerischen Landesschriften wußte Moor übrigens in gebührendem Maße zu würdigen, wenn er schreibt: «Diese Landesschrif-

³⁸ Chr. Schmid, Th. v. Mohr, S. 92/93, und Standortsbezeichnungen der Urkunden im *Codex diplomaticus*.

³⁹ Friedrich v. Wyß, im *Archiv für Schweizergeschichte*, 1851, S. 212.

⁴⁰ Wolfgang v. Juvalta, *Necrologium Curiense*. Chur 1867.

⁴¹ Friedrich Pieth, *Bündnergeschichte*, S. 529.

⁴² Moor nennt sie «Broschüren».

⁴³ Bis zirka 1700.

ten' bilden (...) nicht bloß einen sehr bedeutenden, sondern auch einen sehr wichtigen Theil unserer Litteratur und mag namentlich keiner daran denken, eine allgemeine Geschichte der drei Bünde und noch weniger speciell einzelner Episoden derselben schreiben zu wollen, der sie nicht genau durchgegangen und zu Rathe gezogen hat.»⁴⁴

Es ist also deutlich zu ersehen, daß Moor die bündnerischen Landesakten des Staatsarchivs durchgesehen und zu Rate gezogen hat. Das ist eine tüchtige Leistung, die dem Einwand, er «dürfte das hiesige Landesarchiv und namentlich die Bundesprotokolle zu wenig in den Bereich seiner Quellen hereingezogen haben», entschieden widerspricht. Im übrigen muß noch darauf hingewiesen werden, daß das Staatsarchiv von 1848 an während beinahe vier Jahrzehnten eine wahre Leidenszeit erlebte. Die liberale Regierung, voll beansprucht durch die Verwirklichung ihres nach Fortschritt und Ausbau des politischen und wirtschaftlichen Lebens drängenden Programms, hatte für die Sammlung und Ordnung alten Aktenmaterials nichts übrig. Das Archiv war ihr bedeutungslos und galt kaum mehr als ein verdächtiges Relikt aus der so glänzend überwundenen Zeit der Restauration.⁴⁵ Von 1850–1873 war Ambrosius Schreiber als Registrator der Standeskanzlei provisorischer Leiter des Staatsarchivs. «Ausgestattet mit einem eher schäbigen, behördlich dekretierten Provisorium und vorläufig ohne geeignetes Archivlokal, dafür aber umflutet von einer wahren Brandungswooge täglicher Kanzlei- und Registraturgeschäfte»,⁴⁶ fiel ihm die Aufgabe zu, das «völlig verlotterte Kantonsarchiv» zu ordnen. Ungeachtet der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten erstellte Ambrosius Schreiber in zäher, ausdauernder Arbeit ein mehrbändiges chronologisch geordnetes Regestenwerk zu den freistaatlichen Landesakten. Wenn damals auch nur ein kleiner Teil der heute vorliegenden Landesakten registriert werden konnte,⁴⁷ so war Schreibers Arbeit doch der gute Boden, auf dem Bündens Landes- und Kulturgeschichte wachsen konnte. Diese «erstrangige Quellendokumentation wurde auch durch Conradin von Moor und den Kulturhistoriker Johann Andreas v. Sprecher beigezogen, weil beide Geschichtsschreiber ihre umfassenden historischen und kulturhistorischen Darstellungen auf eine breite handschriftliche Quellenbasis stellten...»⁴⁸

Gewandt und umsichtig schöpfte Moor auch aus den Büchern der Geschichtsschreiber und Chronisten. Für die Reformationszeit benutzte er Campells *Historia Raetica* und à Portas *Historia reformationis*, für die Zeit der Bündner Wirren die Darstellungen der Chronisten Sprecher, Salis, Anhorn, Juvalta, Vulpius, nebst Rohans *Memoiren*. Es kamen aber auch Gegner der Reformation und der rätischen Herrschaft zum Wort, vor allem der Veltliner Historiker Quadrio mit seinen «*Dissertazioni critico-storiche intorno*

⁴⁴ Moor, *Bündnergeschichte* II, S. 1166.

⁴⁵ Siehe dazu Rudolf Jenny, *Archivgeschichte*, Chur 1957, S. 314 ff.

⁴⁶ Siehe dazu Rudolf Jenny, *Archivgeschichte*, Chur 1957, S. 324.

⁴⁷ Moor beklagt in seiner *Bündnergeschichte* die Unvollständigkeit der Landeschriften (vgl. Moor II, S. 1077, Fußnote).

⁴⁸ Jenny, *Archivgeschichte*, S. 330.

alla Rezia» von 1755–56. – Man hat Moor zu große Abhängigkeit von den Chronisten vorgeworfen. Selbstverständlich war er überall dort von ihren Berichten abhängig, wo die Landesakten fehlten oder ungenügende Auskunft gaben. Das war für die Darstellung des 16. und 17. Jahrhunderts häufig der Fall, wo er ihm wichtig scheinende Abschnitte aus den Chroniken in allzu ausführlicher Breite und oft in sehr ähnlichem oder gleichem Wortlaut übernahm.⁴⁹ Von einer geistigen Abhängigkeit kann hingegen nicht die Rede sein. Dazu dachte Moor viel zu frei und zu originell. Das mag ein Hinweis auf seine Stellungnahme zu Bündens politischer Haltung während des Dreißigjährigen Krieges bekräftigen. Während ein Fortunat v. Juvalta die Rettung seines Landes von einem Bündnis mit Mailand/Spanien abhängig machte, ein Bartholomäus Anhorn, als überzeugter protestantischer Predikant, von Frankreich und Venedig das Heil erwartete, erklärt Moor als nüchterner Realpolitiker, ein schwacher Staat müsse stets darnach trachten, sich mit starken und naheliegenden Nachbarn zu verbünden.⁵⁰ Obwohl Venedig dem rätischen Freistaat Wohlwollen gezeigt,⁵¹ sei ein Bündnis mit der schwachen Dogenrepublik politisch unklug gewesen.⁵² «Es gab damals nur ein Mittel für die Bündner, um die Intrigen des Papstes und der Veltliner für immer zu durchkreuzen und solches war, mit Spanien direct und ohne alle Dazwischenkunft, ehrlich, gerade und offen zu unterhandeln. Alles wäre nach Wunsch gegangen. Gegen Einräumung der Pässe, welche sie doch nicht mehr besaßen, erkaufte sie sich den Genuß ihrer schönen italiänischen Landschaften und einen ehrenvollen, dauerhaften Frieden und schnitten zugleich ein für allemal alle endlosen Streitigkeiten mit Österreich und der Grafschaft Tirol ab. Aber davon war noch keine Rede und noch baute das bethörte Land Felsen auf die Treue und Allmacht Frankreichs.»⁵³

Mit kritischem Geist und durchaus seine eigene Konzeption während, sah er sich auch in einer umfangreichen Bibliothek gedruckter Schriften um. Neben dem Standardwerk zur Schweizergeschichte des Johannes v. Müller und seiner Fortsetzer Glutz-Blotzheim, Hottinger, Vulliemin und Monnard, wertete er alle bekannten historischen Schriften über Graubünden aus, las Augenzeugenberichte, Memoiren, historisch-topographische Beschreibungen, Zeitschriften und studierte eingehend zeitgenössische wissenschaftliche Publikationen. Er las die Schriften mit souveräner Leichtigkeit, ob sie nun in deutscher, romanischer, italienischer, französischer oder lateinischer Sprache vorlagen.

Conradin v. Moor hat seine Bündnergeschichte auf eine solide Quellenbasis gestellt. Die damals im Kanton Graubünden erschlossenen Quellen wurden in ausdauernder und zäher Forscherarbeit sorgfältig und umsichtig verwertet. Auch die umfangreiche, von ihm beigezogene Literatur spricht für die Gewissenhaftigkeit und hohe Wahrheitsliebe des Geschichtsschreibers.

⁴⁹ Vgl. etwa das Religionsgespräch zu Süs bei Campell (Archiv Mohrs, S. 342 ff., Band I) und in Moors Bündnergeschichte, S. 137 ff.

⁵⁰ Moor II, S. 181/182.

⁵¹ Moor II, S. 1116, 1117.

⁵² Moor II, S. 268.

⁵³ Moor II, S. 598.

Moors Geschichtsauffassung im Spiegel seines Werkes

Über die Freiheit

Es sei uns gestattet, unter Moors Führung einen Gang durch die Bündnergeschichte zu tun und unsere Aufmerksamkeit vorwiegend jenen Momenten zuzuwenden, die unserem Historiker bedeutungsvoll erschienen. Dabei wird die Absicht verfolgt, ein Bild über Moors Begriffe der Freiheit und Notwendigkeit sowie über seine Auffassung von Recht und Staat zu gewinnen.

Auf der ersten Seite der Einleitung zur Bündnergeschichte wird der Leser in geradezu faszinierender Weise mit der geographischen Situation Bündens und mit dem geistigen Standort des Geschichtsschreibers bekannt gemacht. Nachdem Moor den Mittelpunkt des alten Rätien in der Gegend des Piz Lunghin fixiert hat, äußert er in beschwingten Worten:

«In dieser Gegend eröffnet der auch erst im letzten Jahrzehnt bekannter gewordene Piz Languard dem trunkenen Auge ein Gebirgs panorama, wie in diesem Theile der Alpen kein zweites zu finden. Auf dieser einsamen Höhe ziehen Angesichts der eisumpanzerten Giganten, welche Kopf an Kopf in so dichtem Kranze sich drängen, daß kaum ein Blick in die bewohnten Täler offen bleibt, alle Schauer des Unendlichen und Erhabenen durch die menschliche Brust. Der Beschauer fühlt sich zum Atom vergehen und doch wieder seinen Geist riesenähnlich wachsen über die todte, in ewiger Selbstzerstörung begriffene Natur.»

Demnach schwingt sich der menschliche Geist in kühnem Flug hoch über die Natur, welche in «ewiger Selbstzerstörung» ihren Gesetzen folgt. Aber angesichts des «Unendlichen und Erhabenen», wie Moor sich ausdrückt, fühlt er sich gering und hinfällig. Es bemächtigt sich seiner eine tiefe Ehrfurcht vor der schöpfenden, aber auch planenden und richtenden Allmacht Gottes. Das über alles Erhabene erfüllt nicht nur den besinnlichen Bergsteiger mit Schauer, sondern auch den Betrachter der Weltgeschichte. Er stellt alles menschliche Handeln unter das Gesetz Gottes; er weiß, daß die göttliche Vorsehung das Leben der Völker und Individuen bestimmt. So geht der Glaube an die Wirklichkeit Gottes wie ein roter Faden durch Moors Geschichte von Currätien. Ein wacher Schutzgeist behütet die Bünde¹; an anderer Stelle: Man darf aber eben nicht vergessen, daß Rätien von der Vorsehung zu einem eigenen unabhängigen Staatsleben bestimmt war. . . .² oder: Ein frommer Sinn und ein aufmerksames Beobachten von Ursache und Wirkung «vermag die höhere, alles leitende Hand des Allgütigen zu erkennen».³ Und wieder mit unmißverständlicher Deutlichkeit: «Es ist aber eine durch die Geschichte aller Zeiten bestätigte Thatsache, daß wo ein gerechtes Verhängniß den Schuldigen treffen soll, derselbe durch Außerachtlassung auch der allergewöhnlichsten Klugheitsmaßregeln das drohende Unglück recht

¹ Moor II, S. 1028.

² Moor I, S. 221.

³ Autobiographie, S. 23; vgl. auch S. 76.

eigentlich auf sich herabzubeschwören scheint. Wenn irgendwo, traf es auch hier ein (nämlich 1500 in Novara), daß Gott diejenigen mit Dummheit schlägt, die er verderben will.»⁴

Die soeben angeführten Zitate erwecken den Anschein, wie wenn Moor sich Individuen und Völker als bloße Schachfiguren denke, die durch einen Großmeister in eine, in bezug auf das Spielgeschehen vorteilhafte Stellung geschoben werden. Glaubt er wirklich an eine völlige Abhängigkeit des Menschen, an sein Unvermögen, in Freiheit verantwortliche Entscheidungen zu treffen? Ist die himmlische Nemesis seine ständige furchtbare Begleiterin? – Wenn einzelne Stellen tatsächlich auf einen harten Determinismus schließen lassen, so ist andererseits doch auffallend, daß Moor in seiner Bündnergeschichte immer wieder von der Freiheit als des kostbarsten Gutes des Menschen spricht. Auch die Verantwortlichkeit von Staatsmännern, Politikern, Feldherren wird betont:

«England und Spanien wurden für Versündigungen anderer Art in dem Abfall ihrer Colonien von der göttlichen Weltregierung nicht gerechter bestraft, als die Bünde für planmäßige Corruption ihrer schönen Unterthanenlande durch den unwiederbringlichen Verlust derselben.»⁵ Und: Das Verhängnis schreitet überall dort rächend einher, «wo Gesez und Recht von Gewaltthaten mit Füßen getreten wird».⁶

Den Schlüssel zum Verständnis von Moors Begriff der Notwendigkeit gibt vollends die folgende Stelle: «Fern von Wundern, Zeichen und Vorbedeutungen gibt es immerhin in der Geschichte Momente und Ereignisse, welche von der Vorsehung neben ihrer eigenen für uns unerforschlichen Bedeutung, wie dazu bestimmt scheinen, die Menschen zur Besinnung zu bringen, aus ihrer Lethargie aufzurütteln oder ihrem unheilvollen Treiben warnend entgegenzutreten.»⁷

Ohne Zweifel vollzieht sich menschliches Geschehen in Freiheit. Dort aber, wo es gilt, den Menschen zur Besinnung zu bringen, ihn aus seiner Lethargie aufzurütteln oder seinem unheilvollen Treiben entgegenzutreten, greift die Vorsehung ein. Demnach hält Moor an einer göttlichen Weltordnung fest, die im sittlichen Gebot begründet ist. Verfehlungen gegen seine Gebote läßt Gott nicht ungestraft zu. Als Warner und als Rächer macht er die Menschen auf die absolute Geltung seiner Ordnung aufmerksam. – Innerhalb dieser Schranken geschieht die Verwirklichung des Menschen in Freiheit. Nach Moor ist echtes und wahres Menschsein nur in Freiheit möglich, und wie zu zeigen sein wird, entzündet sich sein Geist überall dort, wo Menschen frei denken und handeln können. Mit beschwingter Beredsamkeit rühmt und ehrt er die Propheten und Märtyrer der Freiheit und verteidigt sie gegen die Anwürfe ihrer Feinde. Der Begriff der Freiheit erlangt in Moors Werk so zentrale Bedeutung, daß sich die Forderung nach dessen Analyse aufdrängt.

⁴ Moor II, S. 27.

⁵ Moor II, S. 1213.

⁶ Moor I, S. 309.

⁷ Moor II, S. 375.

Wir lesen bei Moor, daß 15 Jahre vor Christi Geburt die Stiefsöhne des Kaisers Augustus, Drusus und Tiberius, die «letzte freie Stätte in den Alpen» angegriffen hätten. Wohl war den Römern die Tapferkeit der Rätier und die Tücke eines Gebirgskrieges bekannt. Dennoch wagten sie es, durch einen gleichzeitigen Angriff von Norden und von Süden in die Alpen einzudringen, um sich den bequemsten Weg nach Germanien zu bahnen. Bei der Mündung der Ill sollen sich die Rätier dem vereinigten römischen Heer zum Entscheidungskampf gestellt haben. «Daß der letzte entscheidende Tag gekommen, fühlte jeder Rätier. Todesmutig stürzten sie sich noch einmal in den Kampf, im Voraus zu sterben entschlossen, wenn die alte Freiheit nicht mehr zu retten wäre. Und sie war nicht mehr zu retten. Gleichzeitig vorn und im Rücken angegriffen, sanken sie reihenweise nieder und mit ihnen die aus Tuscien herübergebrachte, im rauen Hochgebirge über ein halbes Jahrtausend bewahrte Unabhängigkeit. Den Tod ihrer Männer vor Augen, durchdrang ein wilderhabener, in der späteren Geschichte ohne Beispiel dastehender Geist die rätischen Weiber, daß sie hochsinnig selbst ihren Tod in den Reihen des Feindes suchten und um für immer jede Bande an das werthlos gewordene Leben zu zerreißen, zuvor noch ihre Säuglinge dem blutigen Sieger ins Antlitz schleuderten. Konnte ja auch für diese, nach Verlust des höchsten Gutes, das Dasein keine Reize mehr bieten!»¹⁷

Wie sind diese Zeilen von glühendem Patriotismus durchwärmt! Moor verehrt in den todesmutigen Rätiern seine Väter und weiß ihnen Dank für ihren Kampf um die Freiheit. Seine Gefühle sind echt. Sie sind getragen von einem frischen Nationalbewußtsein, das sich zu seiner Zeit wie in Bünden, so in der ganzen Schweiz in Wort, Bild und Tat äußerte. Man war stolz auf die neuen Kantonsverfassungen und letztlich auf die Bundesverfassung, die als ein echt schweizerisches Werk aus den Wirrnissen und Kämpfen der ersten Jahrhunderthälfte hervorgegangen war. Ein Gefühl der Einigkeit, Sicherheit und der ererbten urwüchsigen Stärke bemächtigte sich der Eidgenossen. 1856 marschierten sie geschlossen an den Rhein, um dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. Macht und Freiheitswillen zu demonstrieren. Man stieß in die Clairons, sang Frédéric Amiels «roulez, tambours!» und erhob das von Johann Rudolf Wyß geschaffene «Rufst du, mein Vaterland» zur Nationalhymne. Vom Erfolg gegen Preußen ermutigt, hätten sich vier Jahre später manche schweizerische Nationalisten sogar in ein gefährliches kriegesisches Abenteuer gegen das Frankreich Napoleons III. eingelassen. Dasselbe romantische Nationalgefühl äußerte sich ferner in zeitgenössischen Zeichnungen und Gemälden zum Thema «Tells Apfelschuß» oder «die Schlacht bei Sempach».

Populäre Geschichtsschreiber, wie etwa der St. Galler Kantonsarchivar Otto Henne-Am Rhyn (1828–1914) oder der Freiburger Alexander Daguet (1816–1894) hielten trotz Kopp und der kritischen Schule am Mythos der Tellgeschichte fest. Das glaubten sie wohl der Nation schuldig zu sein. Und Moor endlich spricht das patriotische Gefühl der Leser in Schlachten-

¹⁷ Moor I, S. 64/65.

beschreibungen¹⁸ an, wo Heldenmut und Freiheitswillen am deutlichsten sichtbar werden.

In diesem Zusammenhang ist der Begriff der Freiheit von entscheidender Bedeutung. Die Freiheit stellt den Wert dar, den die Eidgenossen des 19. Jahrhunderts nach harten Kämpfen erworben hatten und auf den sie so stolz waren: die Unabhängigkeit von fremden Mächten. Sie zu erhalten, war schon der Grundsatz der ersten Kolonisten Rätiens gewesen. Sie hatten nach dem Sieg der Gallier über die Etrusker (597 v. Chr.) ihre fruchtbare Heimat verlassen, um sich in den unwirtlichen Tälern Rätiens niederzulassen. Wenn ihnen im Gebirge der Kampf um das Leben auch schwer fiel, so erfreuten sie sich doch des höchsten aller Güter, der Unabhängigkeit. Ihr brachten sie im Kampf gegen die Römer das letzte Opfer.

Im Krieg der Rätier gegen die Römer, wie übrigens auch in mannigfachen Kriegen der Bündner gegen fremde Mächte, geht es, nach Moor, um die Freiheit, begriffen als äußere Unabhängigkeit. Ein ähnliches, zugleich etwas erweitertes Bild des Freiheitsbegriffs gibt die Betrachtung der vazischen Fehden in der Darstellung Moors.

Die Freiherren von Vaz erlangten im Laufe des 13. Jahrhunderts Macht und Ansehen. Ihr Aufstieg war begünstigt durch das Aussterben der Hohenstaufen, die dank ihrer kaiserlichen Macht die deutschen wie die rätischen Dynastien im Zügel gehalten. Der Mangel einer starken Zentralgewalt hatte in Rätien verheerende Folgen. Die Feudalherren suchten auf dem Wege der offenen Fehde in Lehens- und Territorialbesitz zu gelangen. Der Bischof von Chur klagte 1255 vergebens beim Papst wegen Beraubung und Bedrückung seitens der Freiherren¹⁹; er mußte mit Befürchtungen ihrer wachsenden Macht entgegensehen. Wirksame Hilfe schien ihm erst durch die Habsburger Könige Albrecht und Friedrich den Schönen zu werden, die um einer Stärkung der kaiserlichen Gewalt willen dem Machthunger der Dynasten des Reiches entgegentraten. Selbstverständlich ernteten sie deren Feindschaft, und zu den erbittertesten Gegnern zählte sich bald Donat von Vaz, der letzte männliche Vertreter seines Geschlechts. Energisch bekämpfte er den Bischof und trat dem österreichischen Einfluß in Rätien erfolgreich entgegen.

Donat von Vaz machte im Urteil der Chronisten und Geschichtsschreiber eine große Wandlung durch. Den ältesten Bericht über ihn erhalten wir aus der Feder eines seiner Zeitgenossen, des Minoritenmönchs Johannes von Winterthur. Als Parteigänger der Habsburger und Freund der Kirche stellte er den letzten Vazer als Raubritter vom schwärzesten Wasser dar und redet ihm die entsetzlichsten Greuelthaten nach. Die Chronisten der späteren Jahrhunderte verließen sich ausschließlich auf Vitoduran. Erst 1826 erfolgte Donats Rehabilitierung. Heinrich Bansi²⁰ und Professor Roeder²¹ griffen in zwei Aufsätzen das chronikalische Bild des letzten Freiherrn von Vaz an, das sie als «Gerücht eines Bettelmönchs» bezeichneten. Sie beriefen sich auf den

¹⁸ Vgl. dazu Moor II, S. 19, 38/39, 757, 524–530.

¹⁹ Vgl. Friedrich Pieth, Bündnergeschichte, Chur 1945, S. 69/70.

²⁰ «Über Johann Donat, Freiherr von Vatz, 1323, eine Berichtigung zur Geschichte von Graubünden». In «Helvetia» Bd. II, Bern 1826.

von Johann und Donat noch in ihrer Unmündigkeit bestätigten Freiheitsbrief der Walser zu Davos (1289) und auf einen Freiheitsbrief für die Leute von Belfort (1289) und schlossen daraus voreilig, daß Donat der erste Herr Rätians und der Schweiz gewesen sei, «welcher Treue mit Aufhebung der Leibeigenschaft belohnt und den theuren Namen Freiheit aussprach.»²² Auch seine entschiedene Haltung gegenüber Österreich und seine Freundschaft mit den Waldstätten wurden ihm als große Verdienste um die Freiheit angerechnet. Aus dem wilden Tyrannen entstand ein großzügiger Förderer der Freiheit.

Die große Wandlung des Urteils über Donat von Vaz entsprang nicht einer gründlichen Quellenforschung. Sie war lediglich Ausdruck einer liberalen Haltung, die im reaktionären Österreich der nachnapoleonischen Zeit den Feind aller freiheitlichen Regungen in politischer wie in konfessioneller Hinsicht erblickte. Der Name Österreich erweckte die Vorstellung des Feindes. Und wer immer in der Geschichte gegen Österreich gekämpft hatte, erhielt den «Verdienstorden» der Freiheit. – Zu der österreichfeindlichen Gesinnung kam die antiklerikale. Den Liberalen und Radikalen schwebte nämlich ein konfessionsloser Staat vor. Diesem Wunsche stand aber der absolute Anspruch der katholischen Kirche scharf entgegen. Sie galt zudem als Unterstützerin der reaktionären Kräfte gegen die Entwicklung des kulturellen und geistigen Lebens.

Aus den beiden Spitzen des Liberalismus gegen das reaktionäre Österreich und gegen den Katholizismus erklärt sich die in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts erfolgte «Ehrenrettung» des Freiherrn von Vaz.

Das Thema «Donat von Vaz als Freiheitsheld» fesselte die Geschichtsschreiber bis fast in unsere Tage hinein. Georg Wilhelm Roeder²³ verstieg sich sogar in einem eigentlichen Freiheitsrausch zur Behauptung, daß Donat von Vaz, der erste Freiheitsstifter Rätians, «zuerst über einen Theil seiner Leibeigenen, um treue Dienste zu belohnen, das Zauberwort «Freiheit» ausgesprochen, die Freiheiten anderer gemehrt habe, und mit denselben ungewungenen in einen Zustand der Gleichheit getreten sei.»²⁴

Selbst Schriftsteller und Pädagogen bemühten sich um den feudalen bündnerischen Wilhelm Tell. Silvia Andrea gab 1888 ihre Erzählung «Donat von Vaz» heraus. 1891 schrieb August Sturm das Bühnenstück «Donat», das er in neuer, abgeänderter Ausgabe 1916 unter dem Titel «Der Sieger» erscheinen ließ. 1894 veröffentlichte Samuel Plattner seine epische Dichtung «Donat von Vaz», und 1920 las man als Neuausgabe Albert Ritters Roman aus dem alten Graubünden unter dem sensationellen Titel «Der Gottesfreund».

Endlich versuchte Silvia Conrad, den Bündnertell in die Schule einzuführen, indem sie den «Donat von Vaz» von Silvia Andrea neu für die Schule bearbeitete (1937).

²¹ Aufsatz in der wissenschaftlichen Zeitschrift der Basler Hochschule, 1826.

²² Bansi (O...B... in F...), «Helvetia» 1826, S. 398.

²³ Bündnerisches Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung, 3. Jahrgang, Chur 1831, S. 89–96; 4. Jahrgang, Chur 1832, S. 98 ff. und 117 ff.

²⁴ Bündnerisches Volksblatt, 1831, S. 94.

Auch bei Moor begegnen wir einem Freiherrn, der «ein großer Beförderer der Freiheit und als solcher eine ganz ungewöhnliche Erscheinung seiner Zeit war».²⁵ Als kluger Politiker erkannte er rechtzeitig die Gefahr, die der rätischen Unabhängigkeit von seiten Habsburg-Österreichs her drohte. Namentlich König Albrechts Verleihung der Grafschaft Laax an seine Söhne (1299) mußte «zu gerechtem Bedenken Anlaß geben». Man kannte ja den «ländersüchtigen Albrecht» und befürchtete, er würde die alten Grenzen der Grafschaft geltend machen. In diesem Falle wäre ihm fast ganz Rätien nördlich des Alpenkammes zugefallen. Donat bangte um seine Stellung als reichsfreier Lehensträger und um die Rechte und Befugnisse seiner Untertanen. Deshalb stellte er sich an die Spitze der österreichfeindlichen Partei Rätiens. – Anders der Bischof von Chur. Er hoffte, daß eine Machtentwicklung Österreichs den «Plackereien der kleinen Dynasten» Rätiens endlich ein Ende setzen würde. Auf beiden Seiten häuften sich Groll und Mißtrauen, bis 1325 die Fehde offen ausbrach und im gleichen Jahr den Sieg Donats gegen Bischof Rudolf von Montfort-Feldkirch in der Nähe von Filisur brachte.

Moors Freude über diesen Ausgang des Kampfes als eines Sieges der Freiheit über die Knechtschaft ist unverkennbar. Er sieht dem «heftigen», «tatkräftigen» und «rohen» Dynasten sogar die Grausamkeiten gegen seine Feinde nach, die ihm der «durchaus in Leidenschaft befangene Vitoduran» nachredet. «Wie das Haus Vaz das Ziel seiner Politik, weil diese eine gesunde war, in der That auch vollkommen erreichte, haben wir oben in seinem Kampfe mit dem Bisthum Chur gesehen. Doch war es nicht die Kirche Chur, die es bekriegte, sondern nur den österreichischen Einfluß in Rätien, der sich zur Erreichung seiner Pläne und Absichten des unselbständigen Bischofs bediente. Es fiel Donat von Vaz nicht schwer, mit seinen Davosern, Prättigauern, Rheinwaldnern und Schamsern, denen wohl auch eine Ahnung dessen aufgegangen sein mochte, warum und wofür sie kämpften, die bischöflichen Söldner aus dem Engadin zu bewältigen und damit dem um sich greifenden Austriacismus wenigstens bis zum Tode ihres Herrn einen Damm zu setzen.»²⁶ Es ist uns klar, daß nach der Ansicht Moors Donat für die Freiheit, begriffen als Unabhängigkeit von Österreich, kämpfte, von jenem Österreich, das sich im 19. Jahrhundert zum Verdruß der Patrioten und später der Liberalen und Radikalen wiederholt in die intern bündnerischen und eidgenössischen Auseinandersetzungen eingemischt hatte.

Moor bricht aber auch eine Lanze für Donats antiklerikale Haltung. Zwar stellt er fest, daß der Freiherr kein Feind der Kirche war, «sondern nur der Geistlichkeit», welche die gefährliche sonderbündische Politik des Bischofs Rudolf von Chur unterstützte.²⁷ Wer immer solch verräterisches Spiel mit dem «unermesslich ländergierigen» Feind trieb, mußte den berechtigten Widerstand aller freiheitsliebenden Kräfte gewärtigen. Donat von Vaz ließ denn auch das Kloster Churwalden zerstören und dessen Insassen daraus verjagen. Das war, nach Moor, nicht offener Friedensbruch, sondern eine ge-

²⁵ Moor I, S. 245.

²⁶ Moor I, S. 253.

²⁷ Moor I, S. 250.

rechte disziplinarische Maßregelung, zumal Donat «einmal nachts Augenzeuge von sehr ungeistlichen Verrichtungen der Klosterbewohner gewesen war.»²⁸ Sehr bezeichnend für Moors Stellungnahme ist ferner der Abschnitt über den Tod Donats. Moor stellt darin fest: «Sein Zeitgenosse Vitoduran scheint ihm das am übelsten aufgenommen zu haben, daß er selbst auf dem Todsbette noch den Trost der Kirche trotzig von der Hand wies, und zwar mit den bekannten, damals sonderbarerweise als Gotteslästerung ausgelegten Worten: ‚Eine Beichte sonder Zerknirschung des Herzens ist eitel Betrug.‘ In der That mochte er der verfolgten Kirche es nicht gönnen, ihrer, wenigstens in der letzten Stunde, benöthigt gewesen zu sein. Er bewies – damals etwas Unerhörtes –, daß man Mannes genug sein kann, ohne ihre Hülfe zu sterben und entriß der Geistlichkeit dadurch den letzten Triumph, der für sie noch möglich gewesen wäre.»²⁹ Und ferner lesen wir: «Mit demselben ungebändigten Trotz, der ihn im Leben kennzeichnete, starb Donat, der letzte von Vaz, in seiner Art der Urtypus jener starken und stolzen Freiherren, wie sie jene eiserne Zeit schuf – damals der mächtigste aller Rätier und kühn genug, selbst dem Hause Österreich die Stirne zu bieten.»³⁰

Die antiklerikale Haltung Moors, die hier deutlich in Erscheinung tritt, ist der Ausdruck jener oben erwähnten Spitze des Liberalismus gegen Rom, das erst gegen die Revolution, dann mit Hilfe der Jesuiten und der reaktionären Mächte gegen den liberalen Staat und schließlich 1864 durch den «Syllabus errorum» gegen die moderne Politik, Kultur und Weltanschauung gekämpft hatte. Man witterte in den Priestern Feinde der freien Nationen und war geneigt, ihnen diese Haltung bis hinein in die fernere Vergangenheit nachzuweisen. Die priesterfeindliche Stimmung fand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt im sogenannten Kulturkampf, der die Beseitigung jeden kirchlichen Einflusses auf die Politik und auf das Geistesleben der Völker und Staaten bringen sollte.

Moor nennt Donat von Vaz aber nicht nur einen mächtigen Rätier und Kämpfer für die Unabhängigkeit, sondern auch einen großen Beförderer der Freiheit. Daß dies zutraf, beweist er mit der Freundschaft Donats mit den Waldstätten, «welche der eben errungenen Freiheit sich erfreuend, schwerlich mit einem Tyrannen zum Kampfe gegen Landleute wie sie sich verbünden haben würden.»³¹ Ein weit deutlicheres Zeichen demokratischer Gesinnung der Freiherren von Vaz waren aber, nach Moor, die Schirm- und Freiheitsbriefe, die sie den Walsern im Rheinwald und zu Davos ausgestellt hatten. Sie versprachen den deutschen Leuten Schutz ihres Eigentums und verliehen ihnen das Recht, den Ammann selbst zu wählen, dem die Rechtspflege, ausgenommen die hohe Gerichtsbarkeit, zustand. «Es verblieb ihnen volle Autonomie, denn der Freiherr verhiess ausdrücklich, daß er alle Ge-

²⁸ Moor I, S. 245 (entnommen aus Sprechers Chronik und Sererhards Einfalter Delineation).

²⁹ Moor I, S. 250.

³⁰ Moor I, S. 250.

³¹ Moor I, S. 249.

setze und Statuten anerkennen werde, welche sie sich geben würden.»³² Die Gegenleistung bestand in einer kleinen jährlichen Abgabe und im Solddienst.

Moor vertritt die Ansicht, daß die Rodungsbauern ihre vorteilhafte Rechtsstellung sowohl der Klugheit der Freiherren zu verdanken gehabt hätten, wie auch deren Bestreben, «die Freiheit ihrer Untergebenen zu begünstigen und sie gegen jede Vergewaltigung in Schutz zu nehmen».³³

Eine solche Gesinnung ist den Freiherren von Vaz kaum zuzumuten. Schließlich waren sie ehrgeizige Feudalherren und als solche vornehmlich auf Erweiterung und Schutz ihrer Besitzungen bedacht. Wenn sie den Walsern die in den Freiheitsbriefen aufgeführten Rechte und Freiheiten zugestanden, dann war das eine Begünstigung, «die man im Mittelalter überall da gewährte, wo Kolonisten zur Gewinnung neuen Kulturlandes auf der Grundlage der Freiwilligkeit angesiedelt wurden.»³⁴ Selbstverständlich erhielt die rechtliche Bevorzugung der Walser später ihre große Bedeutung in der Entwicklung Graubündens vom Feudalstaat zur Demokratie. Das konnten die Freiherren von Vaz aber nicht voraussehen und auch nicht wünschen. Die Ausbildung und Verwirklichung liberaler Ideale, wie sie Moor in jene Zeit verlegt hat, blieb späteren Generationen vorbehalten.

Wir suchten indessen Moors Freiheitsbegriff zu erweitern. Wenn Donat von Vaz als ein «Beförderer der Freiheit» gilt, dann deshalb, weil er aus seiner feudalherrlichen Stellung heraustritt und seinen Untergebenen die «volle Autonomie» zugesteht. Darunter versteht Moor die aus liberaler Geisteshaltung entstandenen und erstmals in den Walserurkunden festgehaltenen Grundsätze der freien Gesetzgebung, der freien Rechtspflege und der freien Wahl des Richters.

Unter der Unabhängigkeit von fremden Mächten und dem Recht der politischen Selbstbestimmung begreift Moor einen Zustand, den er als «äußere Freiheit» bezeichnet. Er liegt im empirischen Bereich und kann mit Waffengewalt erstritten und geschützt werden. Außer dieser empirischen Freiheit erkennt Moor noch eine geistige. Wir lesen: «Nachdem das Land, dank seinen, es stark machenden Volksverbindungen, die äußere Freiheit errungen hatte, brachte die Reformation nunmehr auch den Drang, an den Aufbau der inneren zu gehen.»³⁵ Was Moor darunter versteht, erhellt aus Wendungen, wie: «Den gefesselten Prometheus zu befreien, war die große Aufgabe des Jahrhunderts»³⁶. Und wenn seine Propheten auch gesteinigt wurden: «Menschen allein freilich vermochten den Titanen nicht zu halten, und wie der gelegte Same, wenn seine Zeit gekommen, die hartgetretene Erdkruste sprengt, um zum fruchtbringenden Baume aufzusprießen, so zerriß Jener die Fesseln der Hierarchie und wird für immer frei bleiben...»³⁷

³² Moor I, S. 228.

³³ Moor I, S. 227/228.

³⁴ Friedrich Pieth, Bündnergeschichte, Chur 1945, S. 66.

³⁵ Moor II, S. 221.

³⁶ Moor II, S. 197.

³⁷ Moor II, S. 197.

Vorerst auffallend und für seine Zeit sehr bezeichnend ist die in der Sprache sich äußernde Denkform. Wenn wir heute gewohnt sind, in Abstraktionen zu denken und wenn selbst die Umgangssprache von abstrakten Begriffen wimmelt, so erinnert Moors bilderreiche Sprache an das konkrete Denken der Griechen. Bei den alten war er ja in die Schule gegangen, und deshalb wundern wir uns nicht, daß die Freiheit personifiziert als Prometheus erscheint, als jener Titan aus der griechischen Sage, der, an einen Fels geschmiedet, seiner Erlösung durch Herakles entgegenharrt. Überhaupt leben zu Moors Zeiten die mannigfachsten Begriffe und Ideale als konkrete Bilder, die entweder der Antike oder der neuen bürgerlichen Welt entlehnt sind. Man denke an die klassizistischen Venusgestalten, an den sterbenden Löwen in Luzern, an den bärtigen Älpler Wilhelm Tell oder an die riesenhafte Germania am Rhein. Bildhafte Ideen oder Ideale sind Mythen. Sie vermögen dank ihrer Wirklichkeitsnähe den Menschen anzusprechen und seine schöpferischen Kräfte zu wecken.

Die «innere Freiheit» erscheint bei Moor also zunächst als Mythos in der Form eines gewaltigen Titans, der, eiserner Fesseln entledigt, neues Leben verheißt. Der Mythos der Freiheit ist keine leere Phrase, sondern ein lebendes, handelndes Idealbild, das vor allem den sentimental Menschen fesselt und begeistert.

Am Ausgang des Mittelalters sieht Moor den menschlichen Geist in Fesseln liegen. Während in Rom ein üppiges Hofleben herrscht und in deutschen Landen für Geld der Ablass der Sünden erhältlich ist, bevölkern Tausende «in müßiger und deßhalb verderblicher Selbstbeschauung die Klöster».³⁸ Die Bildung liegt wie ein Monopol in der Hand der Geistlichkeit, so daß die Mehrzahl der Menschen «in absoluter Unwissenheit fortvegetiert».³⁹ Der Geist ist verstrickt in Aberglauben und Vorurteilen, und selbst die göttliche Heilslehre ist «in den eisernen Harnisch menschlicher Satzungen eingeschmiedet.»⁴⁰ Eine «herrsüchtige Hierarchie» scheint jedes geistige Leben ersticken zu wollen.

Da treten endlich die «Glaubenshelden Luther, Zwingli und Calvin» und viele andere opferfreudige Männer auf, um für die «Wiedergeburt der göttlichen Heilslehre» und für die «Entfesselung des menschlichen Geistes» zu sorgen. Die Mißbräuche der Kirche, auf die Moor nicht näher eingehen will, werden beseitigt. Die Reformatoren berufen sich auf die Schrift als die einzig wahre Quelle des Glaubens und vernichten alle «zwischen Gott und dem Menschen künstlich errichteten Schranken», damit «jeder Mühselige und Beladene ohne Fürbitte armer, selbst hilfsbedürftiger Heiliger, sich gestrost dem Throne des Allmächtigen nahen darf.»⁴¹

Der Staat verlangt wieder Rang und Ansehen. Er kann dafür sorgen, daß «erlaubte Genüsse, wie die Ehe, jedem zugänglich gemacht»⁴² werden; er

³⁸ Moor II, S. 198.

³⁹ Moor I, S. 184.

⁴⁰ Moor II, S. 198.

⁴¹ Moor II, S. 198.

⁴² Moor II, S. 198.

verwandelt Klöster in Spitäler, die «müßigen» Mönche und Nonnen werden zu «ehrvoller Tätigkeit» geführt. Und endlich erwacht das «Interesse für Schulbildung». In Schulen und Bildungsanstalten befreien Lehrer als «Verkünder der Morgenröthe für das geistige Leben» den Geist aus den «tausendarmigen Polypennezen des Aberglaubens und der Unwissenheit».⁴³ Die Lehrfreiheit ist in Graubünden schon 1526 gewährleistet, weil nämlich zu Ilanz die «vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit als Staatsgesetz decretirt» wird.⁴⁴ Dem frischen Geisteswehen sind also keine Schranken mehr gesetzt.

Moor meldet allerdings auch einige Bedenken an. Er stellt fest, daß der Übertritt zum reformierten Bekenntnis nicht überall eine Sache des Gewissens und Gemüths gewesen sei, daß sich manche in vollständiger religiöser Indifferenz und nur um eines materiellen Vorteils willen zur Glaubensänderung bereit fanden.⁴⁵

In der Kirchentrennung lag ferner der Keim der Zersplitterung und der Zwietracht, der in den Bündner Wirren seine reichlichen Früchte zeitigte. Und endlich verfolgt Moor die Beseitigung der Vorrechte des Bischofs durch die Ilanzer Artikel von 1526 mit offenem Argwohn. «Diese Rücksichtslosigkeit, welche übrigens... weniger durch ihre Handlungen selbst, als durch den Geist verletzte, welcher ihr zu Grunde lag – trug den Keim zu viel Schlimmem in sich und beförderte oder veranlaßte, später auch auf die Unterthanenlande ausgedehnt, deren Aufstand sammt der Ermordung der dortigen Bündner.»⁴⁶

Der Mythos der Freiheit, von dem vorhin die Rede war, nimmt in solcher Darstellung konkretere Formen an. Was Moor unter «innerer Freiheit» versteht, ist nichts anderes als die Möglichkeit einer ungehemmten Entfaltung des menschlichen Geistes, der allein unter Gottes Führung wirkt. Moor sieht die segensvolle Wirkung der Reformation eben darin, daß sie dem päpstlichen Autoritätssystem entsagt und den menschlichen Geist an die reinen Quellen der Wissenschaft und des Wortes Gottes geführt hat.

Die Reformation ist vor allem ein Bildungserlebnis. Sie erinnert jeden einzelnen Menschen an seinen ihm innewohnenden göttlichen Kern, an seinen Geist, der aufbrechen und Früchte bringen will. Sie ist durchaus individualistisch und wird als Aufklärung verstanden, die dann infolge der hereinbrechenden «Zeit der Erschlaffung»⁴⁷ zweieinhalb Jahrhunderte später erfolgreich wiederholt werden muß. Hierin weiß sich Moor einig mit den Liberalen seiner Zeit, so mit dem Zürcher Professor J. J. Hottinger (1783–1860), den er in den Versammlungen der «Geschichtsforschenden» kennengelernt hat und als Herausgeber ihres Organs, des Archivs für Schweizergeschichte,

⁴³ Moor II, S. 199.

⁴⁴ Moor II, S. 108.

⁴⁵ Moor II, S. 102.

⁴⁶ Moor II, S. 105. Moor stützt sich bei diesen Ausführungen auf Ferdinand Meyers Aufsatz: Versuch, das Bistum Chur zu säkularisieren. In Schweiz. Museum II, S. 218.

⁴⁷ Moor II, S. 995.

wie auch als Geschichtsschreiber schätzt.⁴⁸ Und er teilt auch vollständig die Ansicht des Berner Liberalen Albrecht Friedrich Stettler (1796–1849), der sagte: «Die Reformation war die segensreiche Wirkung der über die mittelalterliche Finsternis aufgestiegenen Strahlen der Sonne der Aufklärung . . .»⁴⁹

Auffallend ist aber der Ton, in dem Moor diese Ansicht vorträgt und sie gegen die Haltung der katholischen Kirche abgrenzt. Ausdrücke, wie «eiser-ner Harnisch menschlicher Satzungen» und «Polypennetz des Aberglaubens, der Unwissenheit» sind Kriegsklänge. Sie sind in den Quellen, die Moor be-nützt hat, nicht zu hören.

Der Engadiner Pfarrer und Historiker Peter Dominicus Rosius à Porta (1732–1808) zeigt in seiner «*Historia reformationis ecclesiarum Raetica-rum*» wohl «eine etwas einseitige protestantische Parteinahme»,⁵⁰ aber von heftigen Ausfällen gegen den Katholizismus ist seine Darstellung frei. Ferdi-nand Meyers Arbeiten: «*Mißlungener Versuch das Bistum Chur zu säculari-sieren*» und «*Die evangelische Gemeinde in Locarno*» beruhen auf umfang-reichster Quellenkenntnis und zeichnen sich sowohl durch eine großartige Darstellungskraft als durch ein tiefes Verständnis der Verhältnisse jener Zeit aus. Und Christian Kinds «*Reformation in den Bisthümern Chur und Como*» (Chur 1858) zeigt bei betonter protestantischer Haltung des Autors keine Kampfstimmung.

Man mag die Erregung Moors im Persönlichen suchen und behaupten, er habe es seinem Vater nie verziehen, daß er durch seinen damals unzeit-gemäßen Konservativismus und durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche dem Sohn Conradin den Weg zur Politik verbaut habe. Dafür ließen sich keine Beweise erbringen. Im Gegenteil: wenn Conradin von Moor von seinem Vater spricht, was in der Autobiographie mehrmals geschieht, dann gedenkt er seiner mit Worten der Achtung und der Liebe und äußert auch nicht den geringsten Vorwurf.

Dafür weist eine Stelle in der Bündnergeschichte auf den richtigen Weg. Moor läßt den Titanen der Freiheit sich seiner Fesseln entledigen und ruft dann fast beschwörend aus: Er «wird für immer frei bleiben, wenn auch Rom in unsern Tagen noch, kopfüber in die Bahn einer ebenso unglaublichen als fatalistischen Verblendung sich stürzend, ihm mit neuen Banden naht.»⁵¹ Diese Zeilen erschienen 1871, ein Jahr nachdem das Vatikanische Konzil mit überwältigender Mehrheit erklärt hatte, der Papst gelte in Fragen des Dogmas als die letzte und höchste Instanz und seine Entscheide ex cathedra seien unfehlbar. Das Unfehlbarkeitsdogma war die formelle Bestätigung einer längst geübten Praxis. Im Zeitpunkt seines Inkrafttretens aber wurde es als ein Kampfmittel Roms gegen den Geist des Liberalismus aufgefaßt. Papst Pius IX. hatte sich schon 1864 mit dem *Syllabus errorum*, einem Verzeich-

⁴⁸ Vgl. Richard Feller, *Die schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhun-dert* (Zürich und Leipzig 1938), S. 32 ff.

⁴⁹ Hans v. Greyerz, *Nation und Geschichte im bernischen Denken*, Bern 1953, S. 177.

⁵⁰ Georg v. Wyß, *Geschichte der Historiographie in der Schweiz*, Zürich 1895, Seite 294.

⁵¹ Moor II, S. 197/198.

nis der Irrtümer des modernen Denkens, gegen den Liberalismus gewandt, und mit dem Unfehlbarkeitsdogma erreichte er einerseits die Anerkennung seiner Haltung durch die Gläubigen und anderseits eine Festigung seiner geistigen und politischen Macht.

Wie sich der moderne Geist äußerte, gegen den Pius IX. so heftig stritt, wurde bereits weitgehend am Beispiel Moor gezeigt. Der Liberale warf, mit Feller zu reden, «den Fluch auf die Jahrhunderte, die das Individuum gefesselt hatten.»⁵² Er verwarf energisch den Autoritätsanspruch im geistig-religiösen Leben, wie ihn sowohl das Papsttum als die protestantische Orthodoxie erhoben. Der Geist war entweder sich selbst genug, oder er suchte seine letzte Bindung in einem philosophischen Glauben an Gott, wie er in Moors Einleitung zu seiner Bündnergeschichte zutage tritt. In politischer Hinsicht wünschte der Liberale einen unabhängigen starken Staat, dessen Kultur, Geistesbildung und Innenpolitik frei von klerikalen Einflüssen war.

Es ist der Welt bekannt, mit welcher Vehemenz Victor Hugo 1850 vor dem französischen Senat für die Unterrichtsfreiheit eingetreten ist.⁵³ Aber auch die Schweiz kennt eine Menge solcher Kämpfer, die sich im Namen der Kultur gegen die «klerikale Partei» erhoben. Unter den Historikern sei der St. Galler Staatsarchivar Otto Henne-Am Rhyn (1828–1914) genannt. Er behauptet, daß vor der Reformation «mehrere Jahrhunderte hindurch eine wahre Nacht über Europa hereingebrochen» sei. Erst als Zwingli, «der Reformator, der Mann des Fortschritts und der Aufklärung an den alten Sitz des Aberglaubens und des Formendienstes»⁵⁴ kam, erwachte wenigstens die Schweiz zu neuem Leben. Von den Päpsten weiß er wenig Gutes zu melden. «Von irgendwelchem Einschreiten gegen die in der Kirche eingerissene Verderbnis vernehmen wir nichts, viel dagegen von unberufener Einmischung der päpstlichen Legaten in die schweizerischen Verhältnisse zu politischen Zwecken.» – «Sogar in weltliche Befugnisse der Regierungen pfuschten diese Legaten hinein.»⁵⁵

In analoger Weise findet die Tagespolitik ihren Niederschlag in Moors Werk: Die klerikale Partei bedroht die «innere Freiheit», und im Namen einer unabhängigen Geistesbildung, Kultur und Religion begrüßt Moor die Reformation als die Revolution, welche die endliche Befreiung des Geistes brachte.

Das Wagnis der Freiheit

Über aller Verherrlichung der Reformation darf nicht unbemerkt bleiben, daß Moor dort Bedenken und Befürchtungen äußert, wo es zu radikalen Änderungen auf politischem und sozialem Gebiet kommt. Mit Argwohn ver-

⁵² Richard Feller, Hundert Jahre schweizerische Geschichtsforschung, Separatdruck, Bern 1941, S. 8–9.

⁵³ Karl Heinrich Peter, Reden, die die Welt bewegten, Zürich 1959, S. 91 ff.

⁵⁴ Otto Henne-Am Rhyn, Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur, Leipzig 1871, S. 60, 2. Band.

⁵⁵ Otto Henne-Am Rhyn, S. 46.

folgt Moor den Verlust der bischöflichen Herrschaftsrechte. Er verurteilt den auf Macht und Erwerb ausgerichteten Geist der Gerichtsgemeinden, die sich diese Rechte aneignen. Und ungern muß er feststellen, daß viele Klosterleute ihren Glaubenswechsel weniger aus idealen Gründen vollzogen als in der Absicht, sich von den jährlichen Zinsen und Abgaben an Kirchen und Klöster zu befreien.

Diese Haltung hat ihm denn auch einen ernsthaften Vorwurf in der Kritik eingetragen. Am 22. Juli 1870 konnte man in einer Rezension in der «Neuen Zürcher Zeitung» lesen: «Um so mehr bemerken wir nicht ohne Befremden, daß der Verfasser gerade an die große soziale Umgestaltung, welche von der Kirchenverbesserung ihren Ausgangspunkt nahm, mit unverkennbarer Scheu herantritt, gleich als ob er sich hier auf einem Gewölbe befände, dessen Einsturz er fürchtet.»⁵⁶

Es kann nicht die Rede sein, daß Moor die Umgestaltung auf politischem und sozialem Gebiet, welche nichts anderes war als der Schritt vom Feudalismus zur Demokratie, nicht genügend gewürdigt oder gar verurteilt hätte. Das Gegenteil ist der Fall. Moor meldet mit tiefstem Bedauern, daß die Er rungenschaften der Reformation die folgenden Generationen kaum berührten. Anfangs verstrickte man sich in Parteikämpfe und später benutzte niemand die Friedenszeit zum «Ausbau des Staates mittels Erlassung zweckmäßiger Gesetze und Einrichtungen». «Überall die nämliche selbstgefällige Vergötterung mittelalterlicher Einrichtungen, der gleiche Absolutismus in seiner starrsten, verknöchertsten Form, dieselben Monopole der höhern Stände und die nun gar in Republiken nicht genug zu brandmarkende Knechtung des Geistes unter der Ägide der Freiheit.»⁵⁷ – Moor brennt geradezu darauf, berichten zu dürfen, wie die Revolution die zivilisierte Menschheit aus den Fesseln des Feudalismus befreite,⁵⁸ um damit das Werk, das die Reformation begonnen hatte, mit der «Declaration des droits de l'homme et du citoyen» zu vollenden.

Es ist damit erwiesen, daß die obige Kritik insofern zu Unrecht besteht, als sie Moor Scheu und Zurückhaltung vor den sozialen Umgestaltungen vorwirft. Wenn er schon schreibt, man sei in Ilanz «viel zu weit und zu radical zu Werke»⁵⁹ gegangen, so ist er der Meinung, daß die Rücksichtslosigkeit gegen den Bischof «weniger durch ihre Handlungen selbst, als durch den Geist verletzte, der ihr zu Grunde lag.»⁶⁰ Der Geist, in dem Neuerungen vollzogen werden, ist ihm ein entscheidender Faktor. Er sagt ihm nämlich, ob ein Volk für die Freiheit reif ist oder nicht. –

Wie sein Vater, so blickt auch Conradin von Moor mit Abscheu nach Frankreich. Zwar weiß er, im Gegensatz zum Vater,⁶¹ die neuen Freiheiten,

⁵⁶ NZZ, 22. Juli 1870, Nr. 371, Rezension vermutlich unter dem Zeichen Prof. Gerold Meyers von Knonau. (Vgl. dazu Brief Moors an G. M.v. Kn. vom 2. Juli 1870 in FA M.v.K. 34aa Zentralbibliothek Zürich.)

⁵⁷ Moor II, S. 998.

⁵⁸ Moor II, S. 997.

⁵⁹ Moor II, S. 107.

⁶⁰ Moor II, S. 105.

⁶¹ Vgl. Christian Schmid, Th. v. Mohr, S. 78.

die Frankreich hervorgebracht und verbreitet hatte, das heißt «die Emancipation des Individuums von der bloßen Null zum frei denkenden und innerhalb gesetzlicher Schranken auch frei handelnden Staatsbürger»⁶² sehr zu schätzen. Hingegen ist er mit Theodor von Mohr einig, wenn er in Frankreich den Herd des Radikalismus und der «mit Blut besudelten Revolutionen» wittert. Er haßte den Geist des Umsturzes und der Mißachtung der Ordnung, wie er sich in Frankreich 1789, 1830 und 1848 – und in Graubünden während der «Wirren» und an der Schwelle des 19. Jahrhunderts – manifestiert hatte. Er haßte ihn und glaubte dafür guten Grund zu haben. In Volksaufständen zeigt die Masse, die «eben seit Athen und Rom stets die nämliche geblieben»⁶³ ist, ihr wahres Gesicht. Sie wähnt sich frei. Ihre Freiheit ist aber Ungehorsam. In einem eigentlichen Freiheitsschwindel reißt sie bestehende Ordnungen nieder und weiß nicht, womit sie aufhören soll. Gewaltakte, wie die Ermordung Ludwigs XVI. oder die Hinrichtung Abt Schlegels in Chur (1529) schlagen «jeder Humanität und Christenliebe mit Fäusten ins Gesicht». Die Masse freut sich über das Unglück höher Stehender und verrät damit ihre niedersten Instinkte. Ohne Zweifel denkt hier Moor an seinen Lieblingsdichter Schiller, der im «Lied von der Glocke» zur Revolution schreibt:

«Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
sich alle Bande frommer Scheu;
das Gute räumt den Platz dem Bösen
und alle Laster walten frei.»

Es ist mindestens gefährlich, dem «Ewigblinden» des «Lichtes Himmelsfackel» zu leihen. Wer Freiheit will, muß zuerst zur Freiheit erzogen werden. Wie bitter mußten es Adel und Kirche in Frankreich büßen, daß sie «das Volk nicht zu Menschen erzogen hatten»!⁶⁴

Conradin von Moor macht sich über den ungebildeten Herdenmenschen gar keine Illusionen. Er sieht ihn so wie Heinrich Pestalozzi, nämlich als ein Gefangener seiner eigenen tierischen Natur: er «fürchtet sich vor dem Nächsten, er glaubt sich von ihm bedroht, er kämpft gegen ihn, er tötet ihn».⁶⁵ Und doch birgt die tierische Schale einen göttlichen Kern: die Fähigkeit, Mensch zu werden und Mensch zu sein. Gott, der die Liebe ist, hat seine Kinder nicht verstoßen. Er hat ihnen die Kräfte gegeben, sittlich, das heißt in Verantwortung zu handeln. Diese Kräfte heißen Wille, Gewissen und Liebe. Das mögen drei Zitate bezeugen.

«Mag man noch so viel faseln über die Thorheit von Fürsten, welche ihre eigene Gewalt durch Stände und Constitution schmälern lassen – all diesen klugen Prinzipien und weiser Politik gegenüber steht das nackte, eiserne

⁶² Moor II, S. 1177.

⁶³ Moor II, S. 278.

⁶⁴ Moor II, S. 1144.

⁶⁵ Leonhard von Muralt, *Der Historiker und die Geschichte. Ausgewählte Aufsätze und Vorträge*, Zürich 1960, S. 126.

Manneswort, und wer sein Versprechen nicht zu halten gedenkt, ist unter allen Umständen ein Elender.»⁶⁶

«Unredlichkeit und Hinterlist rächt sich im Staats- und Völkerleben ebenso sicher als im Privatverkehr»⁶⁷

«Ich glaube, daß ein Bißchen mehr Eingehen auf die Schwächen seiner Nebenmenschen die ohnehin nicht üble Erde zum Himmel machen könnte.»⁶⁸

Wie Pestalozzi, so hält auch Moor daran fest, daß der Mensch der «Wartung» bedürfe.⁶⁹ Einerseits muß er durch edle Persönlichkeiten weise regiert werden. Es soll ihm eine Sphäre geschaffen werden, in welcher er den Segen des Wohlstandes und der Eintracht unter Menschen zu spüren bekommt. Andererseits ist es die Aufgabe der Staatslenker, für Bildung und Erziehung zu sorgen. Erst dann kann vom Volk «Achtung vor dem Gesez, Verständniß dessen, was dem Lande frommte und republikanisches Bewußtsein» verlangt werden.⁷⁰ Erst der Gebildete begreift die Wahrheit des Gesetzes. Er erfährt, daß das Gesetz nicht eine lästige Fessel der Menschheit ist, sondern eine Hilfe und ein Schutz. Der Gebildete wird aber auch den Mitmenschen achten und bereit sein, in Zusammenarbeit mit ihm, in Friede und Eintracht für das Wohl des Landes besorgt zu sein. Das ist die vornehmste Aufgabe des Menschen. Wer sich ihr hingibt, zeigt sich der edelsten Vorfahren würdig, welche die Freiheit nicht als zerstörende, sondern als aufbauende Kraft verstanden. Wo man solches Verständnis voraussetzen kann, ist die Freiheit kein Wagnis mehr. – Wir fassen zusammen:

Weil sich Moor vom Menschen ein durchaus realistisches Bild machte, betrachtete er es als ein Wagnis, ihm a priori individuelle, wie auch politische Freiheit zu schenken. Verschiedentlich spricht er von «Freiheitsschwindel» und meint damit die Auffassung jener, die die Freiheit als eine Erlaubnis für willkürliches Handeln und für die Vernichtung von Gesetz und Ordnung betrachten. Daß aber eine solche Auffassung von der Freiheit unweigerlich über das Chaos zur Knechtschaft führt, hat Napoleon bewiesen, «der es als seine Mission proclamierte, die Fesseln der geknechteten Völker zu brechen, – aber nur um andere, noch ehernere und drückendere um sie zu schmieden».⁷¹ Der Weg zur Freiheit führt nicht über die Guillotine, sondern über die Menschenerziehung.

Recht und Staat

Der Glaube an die Bildung und Erziehung des Menschengeschlechts ist bei Conradin von Moor unverkennbar. Selbst als Historiker unterliegt er der Versuchung zu raten und zu belehren.⁷²

⁶⁶ Autobiographie, S. 186.

⁶⁷ Moor II, S. 1121.

⁶⁸ Autobiographie S. 153.

⁶⁹ L. v. Muralt, Der Historiker und die Geschichte, S. 127.

⁷⁰ Moor II, S. 1144.

⁷¹ Moor II, S. 998.

⁷² Vgl. Moor II, S. 724, 732, 735, 758, 764.

Moors Geschichte, namentlich die des 17. Jahrhunderts, erscheint dem Leser oft wie ein pädagogisches Bilderbuch, das ihn vor kopflosem Handeln, vor Zwietracht, Ungerechtigkeit, Intrigenspiel und Diplomatie, vor Verblendung durch Parteiinteressen warnt. Es zeigt ihm Männer, wie Donat V. von Vaz, wie Ulrich Campell, Johann Travers, Hartmann von Hartmannis als Vorbilder, Männer mit «Charakter ohne Makel», einfache, unbestechliche, mutige und geistreiche Patrioten.

Es ist bemerkenswert, daß die Männer, denen Moor nachzueifern auffordert, keine unerreichbaren Idealgestalten sind. Sie stammen aus einer durchaus realen bürgerlichen Welt und wollen nichts anderes sein als ehrliche, tätige Menschen.

Ein solches Menschenbild ist wesentlich verschieden von dem reichlich idealisierten, das Moor in seiner Jugendzeit von seinem Lehrer Dr. Axt erhalten hat. Axt wertete die Kräfte des Menschen derart optimistisch, daß er ihm die Möglichkeit einräumte, aus eigener Kraft gottähnlich zu werden. Das Ziel der Gymnasialbildung war ja kein geringeres als die absolute Vervollkommenung des Schülers. Das Erlösungswerk Christi hatte somit keine Bedeutung. Seine Mission hatte lediglich darin bestanden, den Menschen das reine Leben vorgezeigt zu haben. Conradin von Moor war anderer Meinung. Sein eigenes Leben und die Geschichte hatten ihm gezeigt, daß der paradiesische Zustand durch den Menschen wohl angestrebt wird und angestrebt werden soll; daß er aber auf dieser Welt nie erreicht wird.

Das ist die Ausgangslage zu Moors Rechtsverständnis. Die Unfähigkeit des Menschen, gottähnlich zu werden, und die Erkenntnis seiner eigenen, ihn stets bedrohenden Natur veranlassen ihn, Schranken zu errichten, welche ihn einerseits vor der Willkür eines «ethisch ungebundenen Individualismus» schützen, ihm aber anderseits freilich die Freiheit zu individuellem sittlichem Handeln gewähren.

Moors Kulturfreudigkeit, wie sie uns durch sein Werk anspricht, besagt, daß er es als die Aufgabe des Menschen betrachtet, das Leben zu erhalten und zu fördern. Das ist aber nur möglich, wenn er sich bemüht, sich im Geist der «Verbrüderung und des Zusammenhaltens gegen Vergewaltigung und Unrecht» mit seinen Mitmenschen zusammenzuschließen⁷³ und durch Verfassungen und Gesetze jenen Lebensraum zu schaffen, der ihm ein menschenwürdiges Dasein gewährt.

Wem steht aber das Recht zu, Satzungen aufzustellen? Moors Antwort ist eindeutig. Graubünden verdankt die «segensvolle Vermittlungsakte» «Bonapartes Genie»⁷⁴; 1603 versuchte Hartmann von Hartmannis, ein Mann von «makellosem Charakter» und «strenger unbestechlicher Redlichkeit», die in Graubünden herrschenden Mißbräuche zu beseitigen, indem er mit 25 «vaterlandsliebenden Männern» eine Verfassungsreform ins Werk setzte.⁷⁵ – Das Gesetzgebungsrecht steht weisen Männern zu. Weise sind sie dann,

⁷³ Moor II, S. 1383.

⁷⁴ Moor II, S. 1229/30.

⁷⁵ Moor II, S. 255/56.

wenn sie das Wohl des Landes und die Bedürfnisse der Bevölkerung im Auge haben.

Moor ist weit davon entfernt, die Satzungen als starre, formale Schranken zu betrachten. Wir lesen: «Wie in politischer, waren diese anderthalb Jahrhunderte nach den Unruhen des Dreißigjährigen Krieges auch in legislatorischer Hinsicht stagnierend und während man durch eine Verbesserung des Justizwesens und der Verwaltung in den Unterthanenlanden, vielem Unheile hätte begegnen können, zog man vor, es dort beim alten Schlendrian zu lassen, und als man zu spät dann Hand anzulegen gedachte, wurde man von den Ereignissen überrascht, indem der Geist des Jahrhunderts, in der französischen Revolution sich Luft machend, Dasjenige gewaltsam herbeiführte, wozu man sich nicht freiwillig herbeilassen wollte – nämlich die Freiheit des Individuums gegenüber der Kirchen- und Staatsdespotie.»⁷⁶

Moors Rechtsanschauung ist, wie übrigens auch sein Glauben, völlig undogmatisch, weil sie im Leben und nicht in einem dürrer Gedankensystem wurzelt. Recht und Staat sind menschlich begründet und haben die Aufgabe, dem Menschen als Hilfe und Schutz zu dienen, wie das Moor in Übereinstimmung mit Zwingli und Pestalozzi festhält.⁷⁷ Das ist aber nur dann möglich, wenn das Recht der Entwicklung des Menschen Rechnung trägt. In weiser Ausbildung soll es jeweils «dem Geist des Jahrhunderts», das heißt der Entwicklung des menschlichen Geistes angepaßt werden. «Eine solche, aus sich selbst hervorgeborne Verfassung ist das unverzerrte Spiegelbild sowohl der Landesgeschichte als der Landesbewohner und in ihren Veränderungen lassen sich Phase um Phase die Umgestaltung Jener erkennen, was aber eben wieder nichts Anderes als Culturgeschichte ist.»⁷⁸

Der Staatszweck ist bei Moor also klar bestimmt. Ist es auch die Staatsform?

Selbstverständlich wendet er sich mit Entschiedenheit gegen alle Formen, die scheinbar oder tatsächlich dem Individuum die Freiheitssphäre zu sittlichem Handeln nicht gewähren. Im Feudalismus des «finstern Mittelalters» erblickt Moor die perfekte Kirchen- und Staatsdespotie. Sie verhinderte jede Entfaltung des Lebens und erst «als mit Abschluß der Bündnisse mehr und mehr Sicherheit für Leben und Eigenthum eintrat und der Adel, selbst unter dem Gesetz sich fühlend, seine festen Burgen verließ, nahm der Gewerbefleiß in den Städten und Dörfern zu»⁷⁹ und erwachte in Bünden ein reges Transitleben. Der Bischof von Chur veräußerte, «freiwillig oder durch die Umstände genöthigt, viele Hoheitsrechte in verschiedenen Hochgerichten»⁸⁰, die Rechte des Hauses Österreich wurden um die Mitte des 17. Jahrhunderts ausgekauft und «so fiel eine Schranke für die Gemeindeautonomie nach der andern weg». «Manches aber blieb bis in das achtzehnte Jahrhundert stehen, und den letzten Rest fegte erst die französische Revolution hinweg, die bei

⁷⁶ Moor II, S. 1166/1167.

⁷⁷ Leonhard von Muralt, *Der Historiker und die Geschichte*, Zürich 1960, S. 127.

⁷⁸ Moor II, S. 1382.

⁷⁹ Moor II, S. 224.

⁸⁰ Moor II, S. 227.

allen ihren Auswüchsen dennoch als innere Nothwendigkeit die Freiheit des Geistes vollendete.»⁸¹ Mit aller Schärfe wird auch das Untertanenverhältnis der Drei Bünde zum Veltlin verurteilt: «Der Fluch lag eben in dem durchaus unrepublikanischen und für eine Demokratie, wie die Bünde stets waren und zu sein sich bestrebten, förmlich widernatürlichen Gelüste, Unterthanen besitzen zu wollen...»⁸² Jede Form von Herrschaftsverhältnis erstickt die Freiheit. Demnach ist die richtige Staatsform auf dem Recht der politischen Selbstbestimmung aufgebaut. Für Graubünden, wie für die Eidgenossenschaft, ist die Republik das richtige Gewand, und zwar die Republik mit förderativem Charakter. Das hat Moor nie deutlicher ausgedrückt als mit seiner Beurteilung der Helvetischen Einheitsverfassung und der Napoleonschen Mediationsakte. Über die «Helvetik» lesen wir:

«So viele Vorzüge diese Einrichtung in der Vereinfachung der Landesökonomie, der Polizei, Justiz und Verwaltung der Gemeinden bot – so konnte sich doch der an mehrhundertjährige Autonomie gewöhnte Sinn der bündnerischen Gerichte damit nun und nimmermehr befreunden, und wenn wir noch in unsern Tagen das Gefühl unseres Volkes gegen die Einführung des Einheitsstaates sich bäumen sehen, wo doch bereits nicht bloß die altherwürdigen drei Bünde dem Trunser Ahorn nachgefolgt sind, sondern noch viele liebgewordene Befugnisse seitens der Gemeinden der cantonalen Einheit zum Opfer gebracht wurden –, so war solches Anfangs des Jahrhunderts, wo noch Niemand an die geheiligte Souveränität der Gemeinden zu tasten gewagt hatte, noch in weit überwiegenderem Maße der Fall.»⁸³

Und zur «segensvollen Vermittlungsakte»: «War es ein Glück für die Schweiz, daß in der mit Ausbruch des Kampfes drohenden Differenz des aristokratischen Bern mit den Demokratien der kleinen Cantone ein mächtiger Vermittler eingriff, so wußte derselbe auch in den Bünden die Parteien zu versöhnen, indem jede dasjenige errungen zu haben glaubte, was ihr am Herzen lag – die Patrioten mit der helvetischen Vereinigung den nunmehr unfehlbaren Rückhalt an einem altbewährten Bundesgenossen –, die Andern aber mit der Herstellung der alten Verfassung denjenigen Grad autonomischer Machtvollkommenheit und Selbstbestimmung, welcher allein geeignet war, eine innere Entwicklung des Staatsindividuums zu ermöglichen und aus dem Stande der Stiefkinderschaft zu emancipiren, wozu die Helvetic die entfernten und weniger mächtigen Cantone verurtheilt hatte.»⁸⁴

Ein begeisterteres Bekenntnis zum Föderalismus läßt sich kaum aussprechen. Bei allem Nachteil für die Landesökonomie und Verwaltung, die eine auf breitester Basis aufgebaute Demokratie mit sich bringt, steht er doch zu ihr. Die Staatsindividuen – eidgenössisch betrachtet sind es die Kantone, bündnerisch gesehen die Bünde und Gemeinden – sind altherwürdige Einrichtungen, die von jeher dazu bestimmt waren, den Bürgern die Freiheit zu erhalten. Unter Freiheit begreift Moor eine Sphäre, in welcher das Indivi-

⁸¹ Moor II, S. 227.

⁸² Moor II, S. 463.

⁸³ Moor II, S. 1343.

⁸⁴ Moor II, S. 1364.

duum, unabhängig von äußerer Macht und im Bewußtsein «autonomischer Machtvollkommenheit und Selbstbestimmung», sich entwickeln kann. Die größeren und kleineren Korporationen innerhalb des Staates sind also keineswegs Produkte der Selbstsucht und des Machtwillens einzelner, sondern Schutzwälle für Freiheit und Menschenwürde gegen die Bürokratie eines zentral gesteuerten Staates oder, wie Moor sagt, gegen einen «starren, über eine Form geschnittenen Kosmopolitismus».⁸⁵ – Hierin geht Moor wieder durchaus einig mit Heinrich Pestalozzi, der «von jeher die Schranken, die zwischen der herrschenden und bevorrechteten Stadt und ihren Untertanen» durchbrechen wollte und es zugleich wagte, «die korporativen sozialen Einrichtungen hartnäckig zu verteidigen, weil er sie als Element der Freiheit, als Basis für die Individualität des Menschen erkannt hat».⁸⁶ Aber auch Gottfried Keller brachte diesen echt schweizerischen staatsphilosophischen Gedanken zum Ausdruck, wenn er sich mit beschwingten Worten darüber freute, daß durch die Bundesverfassung von 1848 den Kantonen doch noch genügend Spielraum in der Rechtspflege, in Schule, Kirche und Armenwesen geblieben und damit die Mannigfaltigkeit in der Einheit gewahrt werden konnte. «Wie kurzweilig ist es», sagt er, «daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen; denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundschaftsliebe vermögen und beide werden zu einer Tugend werden.»⁸⁷

Freundschaft, Vaterlandsliebe, gegenseitiges Vertrauen, das sind allerdings Tugenden, die im Staat bis in die kleinsten Korporationen hinein herrschen müssen. Wenn Moor noch als weitere sittliche Forderungen die Einfachheit, Unbestechlichkeit⁸⁸ und den Geist der «Unterordnung des Einzelnen dem Wohle des Ganzen»⁸⁹ hinzufügt, dann zeigt er, in wie hohem Grade der Bestand der Demokratie von der Mitarbeit jedes einzelnen abhängig ist. Wehe, wenn diese Hilfe ausbleibt, wenn der Bürger in seinem «Eigennutz» «stets dasjenige außer Augen läßt, was dem Lande frommt», wenn er allem mißtraut, was höher steht,⁹⁰ die blinde Parteileidenschaft und Rachsucht⁹¹ walten läßt! Ein falsch verstandener Individualismus, der dem selbststüchtigen und gewalttätigen Charakter des Menschen freien Lauf gewährt, zielt auf die Zerstörung der Gesellschaft hin und droht, alle Grundlagen des Wohl-

⁸⁵ Moor II, S. 203.

⁸⁶ Leonhard v. Muralt, *Der Historiker und die Geschichte*, Zürich 1960. Aufsatz «Von Zwingli zu Pestalozzi», S. 132.

⁸⁷ Gottfried Keller, *Gesammelte Werke*. Stuttgart und Berlin seit 1889, Band VI, Seite 329.

⁸⁸ Moor II, S. 463.

⁸⁹ Moor II, S. 1383.

⁹⁰ Moor II, S. 257, 658, 1526.

⁹¹ Moor II, S. 791.

standes und damit die Vorbedingungen zu ethischem Handeln zu vernichten. Der «Geist der Insubordination» muß, wie bereits erläutert, mit strenger Gesetzgebung und Erziehung zur Gemeinschaft bekämpft werden. Recht und Staat sind vom Menschen und für den Menschen geschaffen; sie müssen Horte der Freiheit sein, wenn sie ihre Bestimmung als Beschützer der Kultur erfüllen wollen. Der Idealstaat sichert dem Individuum ein möglichst hohes Maß persönlicher Freiheit zu. – Anders verhält es sich mit dem Staat, der um seiner selbst da ist. Er raubt seinen Trägern die Freiheit und schleudert sie, der wahren Kultur entfremdet, in die Barbarei zurück.⁹² Vor solchem Niedergang, den Moor für die europäische Zukunft befürchtet, möchte er seine Landsleute warnen, wenn er ihnen im Schlußwort der Bündnergeschichte den Glauben an «den unverbrüchlichen Geist» vorhält, «in welchem die alten Bünde geschlossen wurden, den Geist der Vereinigung, des strengen Rechtes und der Unterordnung des Einzelnen dem Wohle des Ganzen».⁹³

Zeitgenössische Kritik

Moors Geschichte von Currätien wurde im großen und ganzen ein freundlicher Empfang zuteil. Namentlich im Ausland würdigte man mit rückhaltloser Anerkennung das Werk des «durch seine geschichtlichen Arbeiten rühmlichst bekannten Verfassers».⁹⁴ Einmütig hob die Kritik die «lichtvolle, concise und edle Form der Darstellung» hervor und lobte Moors Fleiß und umfassende Kenntnisse. Einzelne Rezensenten priesen die parteilose und kritische Arbeit, ihre durchsichtige Rubrizierung, die geistvolle Einleitung und das scharfsinnige Durchdringen des Stoffes. Rektor Bott von der Bündner Kantonsschule empfahl Moors «Werk als ein sehr belehrendes jedem Gebildeten».⁹⁵ – Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Moor auf Botts Anregung hin einen «historisch-chronologischen Wegweiser durch die Geschichte Currätiens und der Republik Graubünden»⁹⁶ schrieb, in der Absicht, den Primar- und Sekundarschülern einen kurzen Abriß der heimatischen Geschichte als Lehrbuch in die Hand zu geben. Bei aller guten Absicht war der Wegweiser in Form und Inhalt keineswegs der Fassungskraft des Kindes angepaßt und namentlich mit den allzu breiten Ausführungen der militärischen Ereignisse im 17. Jahrhundert nicht dazu angetan, im Kinde das Interesse «für unsere ehrwürdigen drei Bünde anzuregen und zu beleben».⁹⁷

⁹² Moor II, S. 1383.

⁹³ Moor II, S. 1383.

⁹⁴ Beilage zum Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Nürnberg 1871, Nr. 11. Rezension von Dr. A. Flegler, Archivvorstand des germanischen Museums zu Nürnberg.

⁹⁵ Der Freie Rätier 1871, Nr. 292.

⁹⁶ Conradin v. Moor, Historisch-chronologischer Wegweiser, Chur 1873.

⁹⁷ Vgl. dazu Rezension in: Der Freie Rätier 1873, Nr. 242, und Bibliographie der Schweiz; III. Jahrgang, Dezember 1873.

In bezug auf die Bündnergeschichte wurden auch kritische Stimmen laut. So gab die Proportionierung des Werkes bei verschiedenen Rezensenten Anlaß zu Kritik. Die BündnerWirren, so hieß es, seien im Verhältnis zu andern Zeitabschnitten viel zu ausführlich behandelt worden; unbedeutendere Ereignisse wie der Bergsturz von Plurs seien zu breit erzählt und zerschneiden dadurch die flüssig fortlaufende Handlung; und schließlich hätte Moor die politischen und militärischen Handlungen breit ausgeführt, hingegen die sozialen Umgestaltungen und humanistischen Bestrebungen des 16. Jahrhunderts kaum erwähnt. Kritisiert wurde auch die «fragmentarisch-chronistische Behandlung» des Stoffes, wie sie dem Leser in Moors Besprechung der Ilanzer Artikel von 1524 entgegentritt. Überhaupt seien die Epochen der Mailänder Feldzüge und der Reformation zu wenig durchdacht worden, sonst hätte sich der Verfasser nicht in den Irrtum verfangen, daß die Reformation die Glaubens- und Gewissensfreiheit gebracht hätte.⁹⁸

Bei allen Vorteilen und Mängeln, die Conradin v. Moors Bündnergeschichte anhaften, ist sie doch ein großartiges und mutiges Bekenntnis zur Freiheit. Nationale Unabhängigkeit, Selbstbestimmungsrecht des Bürgers und geistige Libertät sind die drei Eckpfeiler seines individualistisch geformten Freiheitsbegriffs. Obwohl er selbst adeliger Herkunft ist und sein Vater in der «löblichen Zunft von Schuhmachern» den Ratsherrendegen getragen hat, will er keine Vorrechte des Standes oder der Geburt, sondern die Herrschaft des gebildeten Bürgertums. Er liebt die Freiheit so sehr, daß er auch die Gefahren sieht, die ihr vom Mehrheitsprinzip der Demokratie her drohen. «Der Pöbel ist eben seit Athen und Rom stets der nämliche geblieben»,⁹⁹ er ist zu sehr von der «Willkür einzelner Wortführer und Intriguanten» abhängig. Man muß ihm durch Gesetz und Verfassung Schranken setzen. Schranken dürfen aber keine Fesseln sein, sie sollen lediglich den Menschen vor seiner eigenen Abgründigkeit schützen, ihm einen sicheren Lebensraum schaffen. Moors Konservatismus äußert sich nun darin, daß er die Formen des Dreibündestaates – den Ahorn von Truns – liebt und in die neue Zeit hinüberretten möchte. Dabei leitet ihn aber nicht der Gedanke seines Vaters, daß die alte Ordnung einfach die gottgewollte sei.¹⁰⁰ Es geht ihm darum, die individuellen Rechte und Freiheiten, wie sie die französische Revolution erkämpft hatte, vor der gleichmacherischen Bürokratie des Einheitsstaates zu schützen. So verstanden, gewinnt der Staat im Staate eine neue Bedeutung. Er ist nicht mehr Konservator der Vorrechte einzelner, sondern Beschützer der Freiheit aller.

Moors geschichtliches Verständnis wurzelt in der Aufklärung. Als Rationalist betrachtet er das Mittelalter. Die Feudalherrschaft ist ihm nichts

⁹⁸ Siehe folgende Rezensionen zu Moors Bündnergeschichte: Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1870, Nr. 182, 1873, Nr. 231; Bibliographie der Schweiz, IV. Jahrg. Mai 1874, III. Jahrg. November 1873, II. Jahrg. Mai 1871; Der Freie Rätier 1873, Nr. 102, 1871, Nr. 292, 119; Neue Zürcher Zeitung 1870, Nr. 371; J. Bott, Der angebliche Bund von Vazerol vom Jahre 1471, Chur 1880, S. 44.

⁹⁹ Moor II, S. 278.

¹⁰⁰ Chr. Schmid, Th. v. M., S. 78.

weiter als ein barbarisches Ausbeutungssystem, der menschliche Geist liegt ferner in den Banden der «herrsüchtigen Hierarchie» der Kirche und ist in ein «tausendarmiges Polypennetz des Aberglaubens» verstrickt. Die vom Romantiker so gefeierte Frömmigkeit des Mittelalters ist für Moor krassester Aberglauben. Er begrüßt die Reformation. Den neuen Glaubensgehalt zu prüfen überläßt er zwar dem Kirchenhistoriker, für ihn ist das entscheidende Erlebnis die Befreiung des Geistes und das damit verbundene Erwachen von Wissenschaft und Bildung. Die Reformation stellt also nicht die Ehre Gottes, sondern die Ehre des Menschen wieder her, der in seiner Individualität erkannt und aus nutzloser Beschauung zu freudigem Wirken gerufen wird.

Da, wo nach Zweck und Ziel des menschlichen Handelns gefragt wird, geht Moor mit der Auffassung der Rationalisten nicht einig. In Übereinstimmung mit der klassisch liberalen Ideologie glaubt er nicht an den Zustand der Glückseligkeit, sondern sucht das Glück «ausschließlich in der Freude des Wirkens und Kämpfens».¹⁰¹ Der Fortschrittsglaube des 18. Jahrhunderts, mit dem Zustand der Vollkommenheit als Endziel, ist überwunden. Der Fortschritt in liberaler Sicht besteht – wie Benedetto Croce sagt – «ganz einfach in der Aufnahme des Vorhergehenden in das Folgende, das nur in dem Sinne, daß nichts vergebens und fruchtlos in der Geschichte vor sich geht, eine höhere Stufe erreicht und einen Fortschritt verwirklicht».¹⁰²

Das Leben ist vielfältig und läßt sich nie in ein Schema zwingen. Es gibt in der Geschichte den Aufstieg, es gibt aber auch den Rückfall in die Barbarei, und die Behauptung eines endgültig errungenen Ziels ist und bleibt eine Illusion. Freiheit und Menschenwürde, die höchsten irdischen Güter, müssen immer wieder neu errungen werden. Das ist die Aufgabe, die Gott den Menschen zur Erfüllung übertragen hat.

¹⁰¹ Benedetto Croce, *Die Geschichte als Gedanke und als Tat*, Bern 1944, S. 383.

¹⁰² Benedetto Croce, S. 383.

von Mohr121

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

Ungedruckte Quellen:

Staatsarchiv Graubünden, Chur

- Dokumente und Briefe der Familie v. Mohr. B 2151, 8
- Familienchronik v. Mohr. B 758
- Autobiographie Conradin v. Moors. B 757 (zit. Autobiographie)
- Briefe schweizerischer und auswärtiger Historiker an Th. und C. v. Mohr 1832–1876
B 1151
- Sammelband von historischen Notizen über die Familie v. Mohr. B 1146
- Reisen und Lustfahrten des Theodor v. Moor. B 761
- Protokolle und Papiere des Historischen Vereins, 1849–1857. B 2002
- Protokolle der Geschichtsforschenden Gesellschaft 1826–1865. B 2003
- Protokolle der Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1869–1897 B 2004
- Akten der Bibliothek der Geschichtsforschenden Gesellschaft. B 1674
- Statistik über Vorträge, Sitzungen, Verhandlungen der Geschichtsforschenden Gesellschaft, 1828–1865. B 1152, 6

Stadtarchiv Chur

- Bürger Steuerbuch 1850–1860

Zivilstandsamt der Stadt Chur

- Bürger Geburtsregister 1837–1875
- Eheregister, Zivilstandsregister, Todesregister

Bürgerbibliothek Bern

- Brief Th. v. Mohrs an Louis Sinner. Mss. Hist. Helv. XIX 133
- Brief C. v. Moors an Basilius Hidber. Mss. Hist. Helv. XXVI 103
- Briefe Moors an Hidber und Moritz Stürler.
Mss. Hist. Helv. III 81 und 103

Staatsarchiv Luzern

- Brief Moors an Ph. A. v. Segesser. Privatarhiv Segesser 17 278/830

Zentralbibliothek Luzern

- Briefe Moors an J. E. Kopp

Zentralbibliothek Zürich

- Briefe Moors an Gerold Meyer v. Knonau. Familienarchiv Meyer v. Knonau 34 aa
- Brief Moors an P. Gall Morel. Autogr. Ott 54

Landesmuseum Zürich

- Briefe Moors an Ferdinand Keller. Briefsammlung des Landesmuseums
Bde. 11, 17 und 22
- Protokoll der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 1852–1860. Mss. Hist. Helv. III

Kantonsbibliothek Trogen

- Brief Moors an Johann Caspar Zellweger

Privatarhiv der Familie v. Sprecher, Maienfeld

- Briefe Johann Andreas v. Sprechers an C. v. Moor

Herr Oberstdivisionär J. v. Sprecher, Jenins
Briefe Johann Andreas v. Sprechers an C. v. Moor

Herr Dr. David v. Wyß, Basel
Briefe Moors an Georg v. Wyß

Familienarchiv v. Mülinen, St-Légier
Briefe Moors an Egbert Friedrich v. Mülinen

Gedruckte Quellen:

Bündner Urkundenbuch

Burckhardt Jacob, Briefe. Herausgegeben von Max Burckhardt, Basel 1949.

Federspiel Joh., Alfons v. Flugi. Diss. phil., Zürich 1912 (Briefe Flugis an Moor)

Haffter Ernst, Georg Jenatsch. Urkundenbuch. Chur 1895.

Henne-Am Rhyn Otto, Geschichte des Schweizervolkes, 3 Bände. Leipzig 1865–1866

Lutsch O., Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums zu Kreuznach, 1905. In Staatsarchiv Koblenz

Mohr Theodor v., Bericht über Stand und Gang der Geschichtforschenden Gesellschaft von Graubünden. Chur 1829

— Die Regesten der Archive in der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Band I. Chur 1851

— Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden. Chur 1848–1858

Mohr Theodor und Conradin v., Codex diplomaticus, Sammlung der Urkunden zur Geschichte Currätien und der Republik Graubünden. Chur 1848–1863

Moor Conradin v., Geschichte von Currätien und der Republik gemeiner drei Bünde, 2 Bände. Chur 1870–1874 (zit. Moor I, II)

— Historisch-chronologischer Wegweiser. Chur 1873

— Bündnerische Geschichtschreiber und Chronisten. Chur 1862–1877

Moor Conradin v. und Kind Christian, Rätia. Mitteilungen der Geschichtforschenden Gesellschaft von Graubünden, vier Jahrgänge. Chur 1863–1869

Müller Johannes v., Sämtliche Werke, 18. Bände. Tübingen 1810–1819

Pieth Friedrich, Übersicht über die Geschichte der Geschichtforschenden und Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden. In JHGG 1938

Quellen für Schweizergeschichte

Troepke und Hintzelmann, Die Matrikel der Universität Heidelberg 1704–1870. Heidelberg 1904

Vulliemin Louis, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Deutsch von Jakob Keller. Aarau 1882

Literatur

Axt Moritz, Licht und Finsternis. Cleve und Leipzig 1838

— Das Gymnasium und die Realschule. Darmstadt 1840.

— Über den Zustand der heutigen Gymnasien. Wetzlar 1838

Bündner Kalender. Verschiedene Jahrgänge.

Bündner Haushaltungs- und Familienbuch. Verschiedene Jahrgänge.

Bündnerisches Monatsblatt. Verschiedene Jahrgänge (zit. BM).

- Croce Benedetto, Die Geschichte als Gedanke und als Tat. Bern 1944.
 — Zur Theorie und Geschichte der Historiographie. Tübingen 1915.
- Ermatinger Emil, Deutsche Dichter, 2. Band. Frauenfeld 1949.
- Federspiel Johann, Alfons von Flugi. Diss. phil. Zürich 1912.
- Feller Richard, Hundert Jahre schweizerische Geschichtsforschung. Bern 1941.
 — Die schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert. Zürich und Leipzig 1938.
- Fichte Johann Gottlieb, Die Anweisung zum seligen Leben. Berlin 1912. (Ausgabe Scholz)
- Graß Hans, Johann Andreas von Sprecher. Diss. phil. Bern; Chur 1945.
- Greyerz Hans von, Nation und Geschichte im bernischen Denken. Bern 1953.
- Hartmann Benedikt, Die Wanderjahre des Dichters der Donna Ottavia, J. A. v. Sprecher. In Bündnerisches Monatsblatt 1932, Nr. 6.
- Heer Jakob, Ständerat Peter Conradin von Planta. Ein Lebensbild. Bern 1916.
- Herold Leonhard, Aufzeichnungen aus seinem Leben. Herausgegeben und ergänzt von O. Herold. Chur 1902.
- Jaggi Arnold, Johannes von Müllers Geschichtsauffassung. Bern 1922.
- Jahrbuch der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden. Verschiedene Jahrgänge.
- Jaspers Karl, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. Zürich 1949.
- Jenny Rudolf, Archivgeschichte. Chur 1957.
 — Die Geisteshaltung Johann Andreas von Sprechers im Spiegel seiner kulturgeschichtlichen Forschung. Chur 1951.
- Juvalt Wolfgang von, Forschungen über die Feudalzeit im Curischen Rätien. Zürich 1871.
- Kriesi Hans Max, Gottfried Keller als Politiker. Frauenfeld 1918.
- Michel Janett, 150 Jahre Bündner Kantonsschule 1904–1954. Chur 1954.
- Moor Anna, Aus bewegten Tagen. Chur 1934.
- Mural Leonhard von, Der Historiker und die Geschichte. Ausgewählte Aufsätze und Vorträge. Zürich 1960.
- Pieth Friedrich, Bündnergeschichte. Chur 1945.
- Planta Peter Conradin von, Mein Lebensgang. Chur 1901.
 — Das alte Rätien staatlich und kulturhistorisch dargestellt. Berlin 1872.
 — Andreas Rudolf von Planta, ein republikanischer Staatsmann. Zürich 1893.
- Ranke Leopold von, Völker und Staaten. Eine Auswahl von Leonhard von Mural. Zürich 1945.
- Rauch Men, Homens prominents. Tusan 1935.
- Salis J. R. von, L'histoire générale dans l'historiographie suisse du XIX siècle. In Feller Richard, Die schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert. Zürich und Leipzig 1938.
- Schällibaum Johann Heinrich, Geschichte der bündnerischen evangelischen Kantonschule von ihrer Entstehung an bis 1850. PBKB 1858 und 1861.
- Schmid Christian, Theodor von Mohr und die bündnerische Geschichtsforschung in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diss. phil. Zürich; Chur 1950 (zit. Th. v. M.)
- Sprecher Johann Andreas von, Geschichte der Republik der drei Bünde im achtzehnten Jahrhundert. Chur 1872–1875.
 — Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert. Bearbeitet und neu herausgegeben von Rudolf Jenny. Chur 1951.
- Wyß Georg von, Geschichte der Historiographie in der Schweiz. Zürich 1895.